

**Keramik des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit aus  
dem westlichen Oberfranken**

**Inaugural-Dissertation  
in der Fakultät Geschichts- und Geowissenschaften  
der Otto-Friedrich-Universität Bamberg**

**vorgelegt von  
Luitgard Löw**

**aus  
Weißenburg/Bay.**

**Bamberg, den 31. August 2001**

Ich widme diese Arbeit meinem Sohn Gero.

Tag der mündlichen Prüfung: 05.02.2002

Dekanin: Universitätsprofessorin Dr. Kerkhoff-Hader

Erstgutachter: Universitätsprofessor Dr. Ericsson

Zweitgutachterin: Universitätsprofessorin Dr. Kerkhoff-Hader

## Inhalt

1. Einleitung	5
1.1 Zeitliche und geographische Eingrenzung	5
1.2 Zielsetzung	8
2. Landschaftliche Gliederung des westlichen Oberfrankens	9
3. Zur Forschungsgeschichte	10
4. Die keramischen Funde	13
4.1 Strullendorf, Stockweg 28 (um 1400)	14
4.2 Forchheim, St. Martin-Straße 16 (um 1400)	15
4.3 Bamberg, Altes Krankenhaus (um 1500)	17
4.4 Coburg, Probsteikapelle (14. - 16. Jahrhundert)	20
4.5 Scheßlitz, Peulendorfer Straße/Am Altenbach (14. - 16. Jahrhundert)	21
4.6 Bamberg, Theatergassen (15. - 16. Jahrhundert)	23
5. Gliederung nach Warenarten	25
5.1 Die technologischen Voraussetzungen	25
5.2 Die zeitliche Gliederung	27
5.3 Die Materialgruppen der oxidierend gebrannten Ware	28
5.3.1 Materialgruppe 1	28
5.3.2 Materialgruppe 2	30
5.3.3 Materialgruppe 3	30
5.3.4 Ware mit Brennhaut und Aschenanflug	31
5.3.5 Glasierte Ware	35
6. Typologie	38
6.1 Randformen	39
6.2.Böden	43
6.3 Angarnierungen und Dekore	44
6.4 Bemalte Ware	46
7. Formale und funktionale Gliederung	52
7.1 Gefäßkeramik	52
7.1.1 Hoher Topf	53
7.1.2 Niedriger Henkeltopf	55
7.1.3 Siebtopf	57
7.1.4 Dreibeintopf	58

7.1.5 Krug und Kanne	59
7.1.6 Henkelflasche	60
7.1.7 Schüssel und Schale	61
7.1.8 Deckel	62
7.2 Sonderformen	63
7.2.1 Keramisches Püppchen	63
7.2.2 Öllämpchen und Schaftleuchter	65
7.2.3 Gieß-/Sauggefäß	66
7.2.4 Probierschälchen	66
7.3 Ofenkacheln	68
7.3.1 Becherkacheln	69
7.3.2 Schüsselkacheln	69
8. Die Brennöfen	71
8.1 Die Brennöfen von Strullendorf	73
8.2 Die Brennöfen von Bamberg-Altes Krankenhaus	73
8.3 Zur Konstruktion der Brennöfen	75
9. Die Töpfer in Bamberg	80
10. Zusammenfassung/Summary	83
11. Anhang: Bamberger Hafner im 16. Jahrhundert	87
12. Literatur	88

## 1. Einleitung

Nach der Gründung des Lehrstuhls für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit an der Universität Bamberg im Jahr 1981 konzentrierte sich das wissenschaftliche Interesse zunächst auf abgegangene mittelalterliche Siedlungsplätze. Einige Jahre später verlagerte sich der Forschungsschwerpunkt auf stadttarchäologische Ausgrabungen mittelalterlicher - bis frühneuzeitlicher Zeitstellung im westlichen Oberfranken<sup>1</sup>. Freilich ist die Erforschung der Altstadt Bambergs bislang eher punktuell. So fand zwar mit dem von Walter Sage initiierten DFG-Projekt „Babenburg“ auf dem Domberg zu Bamberg die größte einschlägige Grabung der Region statt, doch führte diese nicht zu weiteren systematischen stadttarchäologischen Untersuchungen im Altstadtbereich.

Den größten Teil des Fundmaterials vom Domberg stellt, wie nicht anders zu erwarten, die Keramik. Bei den stark zerscherbten, häufig mehrfach umgelagerten keramischen Fragmenten, deren Gewicht mehrere Tonnen ausmacht, handelt es sich fast ausschließlich um einfache Irdenware. Die vorläufige Sichtung und Bearbeitung der Keramik für einen Ausstellungskatalog<sup>2</sup> zeigte, dass die Gliederung der oberfränkischen Irdenwaren des 14. bis 16. Jahrhunderts nach technischen und formalen Gesichtspunkten, ihre zeitliche Einordnung und die Abgrenzung gegen zeitgleiche Keramik aus benachbarten Regionen eine Forschungslücke darstellt. Diese soll im Folgenden mit der Vorlage von sechs Fundplätzen aus dem westlichen Oberfranken zumindest teilweise geschlossen werden.

### 1.1 Zeitliche und geographische Eingrenzung

Mit den Grabungsfunden des Lehrstuhls, den älteren Keramikbeständen aus Vereinsgrabungen und einer Anzahl durch die Bodendenkmalpflege geborgenen Fundkomplexen liegen aus der Region mittlerweile große Mengen an Keramik des Mittelalters und der frühen Neuzeit vor. Einzelne Fundplätze wurden am Lehrstuhl für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit in einer Reihe von Magisterarbeiten vorgelegt. Es fehlen jedoch übergreifende Untersuchungen wie in Baden-Württemberg<sup>3</sup> oder die durchgehende Bearbeitung eines Fundortes vom

---

<sup>1</sup> Sage 1992, 12 – 15.

<sup>2</sup> Geschichte aus Gruben und Scherben 1993, 245 - 268.

<sup>3</sup> Gross 1991.

Hochmittelalter bis in die Neuzeit wie in Oberbayern<sup>4</sup>. Deshalb wird in dieser Arbeit auch Material ausgewertet, das bisher bestenfalls in knappen Vorberichten oder unpublizierten Magisterarbeiten berücksichtigt wurde.

Die Begriffe frühes, hohes und spätes Mittelalter werden in der archäologischen und historischen Forschung unterschiedlich definiert. In der Archäologie versteht man den Zeitraum vom 5. bis 10. Jahrhundert als frühes Mittelalter. Das hohe Mittelalter endet um 1250 und das späte Mittelalter umfasst den Abschnitt bis zum Ende des 15. Jahrhunderts.

Die vorliegende Arbeit schließt an die 1993 publizierte Dissertation von Hans Losert an<sup>5</sup>. Er gliederte die oberfränkische Keramik vom frühen bis zum hohen Mittelalter. Mit seiner Trennung von slawischer und germanischer Ware gelang ihm eine Annäherung an die ethnische Gruppierung der nordostbayerischen Bevölkerung. Durch die Bearbeitung dieses sehr langen Zeitraums ab 450 bis um etwa 1200 n. Chr. ergab sich eine breite Materialbasis, der neben wenigen Grabfunden der älteren Merowingerzeit sowie der gesamten Karolingerzeit fast ausschließlich Funde aus ländlichen und städtischen Siedlungen sowie aus Burgen zugrunde lagen. Der keramische Typenbestand beschränkt sich dabei im wesentlichen auf Vorrats- und Kochtöpfe unterschiedlicher Größenordnungen. Flachformen wie Schalen, Teller und Becher waren dagegen ausgesprochen selten, Flasche, Krug, Dreibeintopf und Sonderformen wie ein Leuchterfuß je nur einmal in diesem Arbeitsgebiet nachweisbar<sup>6</sup>. Darüber hinaus bestanden viele Gefäße und Gerätschaften schriftlichen Quellen gemäß überwiegend aus Holz<sup>7</sup>.

Nach 1200 veränderte sich das Erscheinungsbild der Keramik. Ab der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts setzte sich in Oberfranken allmählich die schnelllaufende Drehscheibe durch und verdrängte die handgetriebene Töpferscheibe. Die dabei verwendeten Zwischenscheiben lassen sich im Arbeitsgebiet bis in das 15. Jahrhundert hinein beobachten. Erst später setzte sich die Technik durch, das Gefäß direkt vom Scheibenkopf abzuschneiden<sup>8</sup>.

Allerdings kann man in der nicht besonders langen Übergangszeit im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts an Einzelstücken häufig nicht unterscheiden, ob die Gefäße

---

<sup>4</sup> Mittelstrass 1994.

<sup>5</sup> Losert 1993.

<sup>6</sup> H. Losert 1993, 58.

<sup>7</sup> Kramer 1967.

<sup>8</sup> Losert 1994, 70.

von Hand aufgebaut und nachgedreht oder bereits auf einer schnelllaufenden Drehscheibe hergestellt wurden<sup>9</sup>.

Mit der Verwendung der schnelllaufenden Drehscheibe einher ging eine auch andernorts feststellbare Auffächerung der Formenvielfalt<sup>10</sup>, obgleich Holzgefäße – gedrechselt, geschnitzt und gebunden – weiterhin eine große Rolle spielten, wie die Latrinenfüllung im Spital zu Bad Windsheim zeigt<sup>11</sup>. Weiter lässt sich eine Vereinheitlichung der Tonaufbereitung, der Formen und der Brenntechniken ebenso feststellen wie die unterschiedliche regionale Entwicklung. Georg Hauser sieht für diese Entwicklungen eine chronologische Trennungslinie im 13. Jahrhundert<sup>12</sup>. Die spätmittelalterliche Gefäßkeramik weist eine Reihe neuer Formen auf, die er auf eine verbesserte Fertigkeit der Töpfer zurückführt, aber auch als Ausdruck eines verfeinerten Geschmackes jener Zeit sehen möchte<sup>13</sup>.

Die Idee der übergreifenden Bearbeitung spätmittelalterlicher Keramik entstand während der Auswertung der keramischen Funde aus den Grabungen des DFG-Projektes „Babenburg“. Für deren Bearbeitung musste auf analoge Funde aus anderen Grabungen zurückgegriffen werden. Eine besondere Rolle kam dabei einer datierten Abfallgrube vom Domberg und dem Töpferofen auf dem Grundstück des ehemaligen Alten Krankenhauses zu. Beide Fundstellen boten mit einem Datierungsansatz um 1500 wichtige zeitliche Anhaltspunkte.

Daher lag eine Bearbeitung von sechs etwa den gleichen Zeitraum zwischen 1400 und 1500 umfassenden Fundkomplexen nahe. Dabei mussten lückenhafte Fundunterlagen und unvollständige Berichte in Kauf genommen werden, da die Fundbergungen durch das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege, Außenstelle Schloss Seehof, sowie durch Studenten des Lehrstuhls für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit an der Universität Bamberg teilweise unter turbulenten Bedingungen stattfanden.

Bei der Fundkeramik handelt es sich um einfache Gebrauchswaren, um Koch- und Vorratsgefäße. Es ist davon auszugehen, dass die Hersteller in der Region zu finden sind. Darüber hinaus berichten schriftliche Quellen von Zulieferern aus Bamberg und der nächsten Umgebung für die bischöfliche Hofhaltung auf dem Domberg<sup>14</sup>.

---

<sup>9</sup> Losert 1993, 32.

<sup>10</sup> Stephan 1982, 57ff.

<sup>11</sup> Janssen 1994.

<sup>12</sup> Hauser 1984, 146.

<sup>13</sup> Hauser 1984, 146.

<sup>14</sup> Popp 1991.

Dafür spricht auch, dass Gefäße aus Siedlungsabfall gelegentlich deutlich erkennbare Brennfehler wie steinzeugartige Versinterungen und Deformierungen aufweisen. Solche Geschirre mit verminderter Verwendbarkeit sind kaum über weitere Entfernungen gehandelt worden.

Die Bearbeitung der neuzeitlichen Keramik soll künftigen Aufarbeitungen vorbehalten bleiben. Wie die Funde aus Bamberg<sup>15</sup>, Nürnberg<sup>16</sup> oder Coburg<sup>17</sup> deutlich erkennen lassen, fächert sich nach dem Beginn des 16. Jahrhunderts der Formenkanon abermals auf. Die Formen verändern sich, die eleganten hohen Ränder und die schlanken Gefäßproportionen verschwinden langsam. Dafür sind die meisten Gefäße nun zumindest innen mit einer gelben, grünen oder manganbraunen transparenten bleihaltigen Glasur bedeckt. Die aufkommenden Flachgeschirre regen zu flächigen Maldekoren an, sicherlich auch unter dem Einfluss importierter Keramik.

## 1.2 Zielsetzung

Diese Arbeit gibt einen Überblick zur Entwicklung der Keramik vom Ende des 14. bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts im westlichen Teil Oberfrankens, gegliedert nach Materialgruppen und formalen Kriterien. Die großen Fundmengen ließen eine Konzentration auf ein klar umrissenes Arbeitsgebiet ratsam erscheinen. Hierzu wurden die aussagekräftigsten Fundorte in den Landkreisen Bamberg, Coburg und Forchheim herangezogen.

Die keramischen Funde treten in den spätmittelalterlichen Siedlungsschichten zumeist dicht gelagert auf. Als Gebrauchsgegenstände hielten keramische Gefäße bei normaler Nutzung meist nur wenige Jahre, so dass sie in hoher Stückzahl benötigt wurden. Sie stammen überwiegend aus den Töpfereien der Region und bieten damit gute Voraussetzungen zur zeitlichen, regionalen und funktionalen Einordnung.

Die Funde lassen sich unterschiedlichen Quellenkategorien zuordnen.

Siedlungsabfall steht dabei Brennofenfunden gegenüber, wobei letztere für die Keramikforschung besonders bedeutsam sind. Sie gewähren einen direkten Einblick

---

<sup>15</sup> Braunreuther 1995.

<sup>16</sup> Endres 1987, 20 – 25.

<sup>17</sup> Löw 1995b, 95 – 123.



in das Produktionsspektrum eines Betriebes und belegen damit auch die Spannweite zeitgenössischer Herstellungs- und Brenntechniken.

Mit der Arbeit von H. Losert und der hier vorliegenden Auswertung, die auch als Beitrag zur Handwerks- und Technikgeschichte in Oberfranken zu sehen ist, existiert nun die Grundlage, die Entwicklung oberfränkischer Irdenware für den Zeitraum von 450 n.Chr. bis zum Beginn der Neuzeit zu überblicken.

## **2. Landschaftliche Gliederung des westlichen Oberfranken**

Der westliche Teil Oberfrankens, im Norden Bayerns gelegen, grenzt nach Süden an Mittelfranken und nach Norden an das Gebiet der ehemaligen DDR. Diese Lage wirkte sich zwischen 1945 und 1989 besonders nachteilig aus, bestanden doch vor allem im Coburger und im Kronacher Raum enge, historisch gewachsene Beziehungen nach Thüringen und Sachsen, die mit der Teilung Deutschlands gekappt wurden.

Der heutige bayerische Regierungsbezirk Oberfranken entstand nach dem Ende des Heiligen Römischen Reiches durch Napoleon. Das Gebiet erhielt seine endgültige Arrondierung 1808/1810 mit den ehemaligen fürstbischöflichen Besitzungen Bamberg und den markgräflichen Territorien Bayreuths unter Einschluss einiger Oberpfälzer Landgerichte und wurde ein Teil des bayerischen Königreiches. Als man 1817 das Gebiet wie alle übrigen bayerischen Kreise entsprechend dem Vorbild der französischen Departements nach Flussnamen benannte, erhielt es die Bezeichnung „Obermainkreis“. Mit der Verordnung vom 29. November 1837 wurden die unter Montgelas eingeführten Kreisbezeichnungen wieder abgeschafft. Seitdem tragen die heutigen Regierungsbezirke erneut ihre historischen Namen<sup>18</sup>. 1920 schließlich entschieden sich die Einwohner des Coburger Gebietes in einer Abstimmung für die Loslösung von Sachsen und die Aufnahme in den oberfränkischen Anteil des Freistaates Bayern<sup>19</sup>.

Bodenbeschaffenheit und Klima teilen den Regierungsbezirk in zwei große Regionen: Den Westen und Süden umgreift das Flussgebiet der Regnitz mit den Zuflüssen Aurach, Aisch und Ebrach sowie die Mainschleife. Hier trifft man auf fruchtbare Böden und mildes Klima. Der Norden und Osten hingegen wird von den Mittelgebirgszügen des Frankenwaldes und des Fichtelgebirges beherrscht. Der

---

<sup>18</sup> Spindler 1974/75, 133 – 134.

<sup>19</sup> Spindler 1974/75, 134.

Nordosten ist durch die tief eingeschnittenen Täler des Thüringisch-Fränkischen Mittelgebirges bestimmt, dessen raues Klima eine nur wenig ertragreiche landwirtschaftliche Nutzung zulässt<sup>20</sup>. Nach Süden schließt der Fränkische Jura mit seinem ebenfalls deutlich kälterem Klima an.

Von Bamberg bis in den Coburger Raum erstreckt sich das Itz–Baunach–Hügelland mit kräftigen Reliefunterschieden und klimatisch stark gegensätzlichen Landstrichen. Südwestlich schließt sich bis zum Albrauf das Bruchschollengebiet des Obermainischen Hügellandes an. Der südöstliche Bereich wird durch die an Niederschlägen reiche nördliche Frankenalb begrenzt. Ihr Vorland bildet einen Teil des fränkischen Keuper-Lias-Landes mit reicher Landwirtschaft und Obstbau, begünstigt durch mildes und feuchtes Klima. Die Niederungen des Regnitztales zählen schon zum mittelfränkischen Becken, das sich bis in den Bamberger Raum nach Norden erstreckt und von fruchtbaren Aueböden geprägt ist. Der Westen der Region wird durch die Ausläufer des Steigerwaldes mit weiten, landwirtschaftlich genutzten Tallandschaften bestimmt<sup>21</sup>. Er stellt einen Abschnitt der meridional verlaufenden Keuperstufenlandschaft dar und besteht aus zwei Teilen. Den größeren Teil nimmt das sanft nach Osten abfallende Riedel- und Hügelland ein. Als Verkehrssperre und Trennungslinie wirkt dagegen der mehrfach getreppte Stufenabfall des Traufs des Steigerwaldes. Die Flüsse fließen der Abdachung folgend nach Osten in parallelen Tälern mit mehr oder weniger breiten Talsohlen, die bis zu den Quellen hinaufreichen.

### **3. Zur Forschungsgeschichte<sup>22</sup>**

Im Jahr 1973 bemängelte Hermann Dannheimer, dass man der Keramik mittelalterlicher Zeitstellung nur geringe Aufmerksamkeit schenke<sup>23</sup>. Auch Georg Hauser, dessen Arbeit 1984 erschien<sup>24</sup>, konnte ebenfalls nur noch einmal den dürftigen Forschungsstand herausstreichen. Gleichwohl verfügt die von ihm zusammengestellte Bibliographie zur fränkischen Keramik über einen beachtlichen Umfang und beweist einmal mehr, dass zwar viele einzelne Arbeiten erschienen sind, indes keine brauchbaren Chronologien und Typenordnungen vorliegen. Hauser untersuchte vorwiegend Quellenbestände aus Altgrabungen in einem geographisch

---

<sup>20</sup> Regionalbericht Oberfranken-West 1975, 9.

<sup>21</sup> Handbuch 1953 – 1962, 187 – 188.

<sup>22</sup> Zur Forschungsgeschichte der Mittelalterarchäologie: Losert 1993, 16 – 23.

<sup>23</sup> Dannheimer 1973, 9f.

<sup>24</sup> Hauser 1984.

sehr weit gefassten Arbeitsgebiet. Die Aussagekraft von musealen Keramikbeständen ist jedoch als problematisch zu bewerten, weil die Fundzusammenhänge meist unbekannt bleiben.

Die Arbeit Hausers verdeutlicht somit, dass die Keramik Frankens damals keineswegs erschöpfend zu betrachten war. Heute stellt sich die Situation etwas besser dar. Mit der Errichtung des Lehrstuhls für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit an der Universität Bamberg gerieten für mehrere Jahre Themen der frühen Siedlungsgeschichte sowie der Keramik bis zum Hochmittelalter ins Blickfeld der Forschung. In einer Reihe von Magisterarbeiten bearbeiteten Studenten des Bamberger Lehrstuhles die früh- und hochmittelalterliche Keramik sowohl in Oberfranken als auch im übrigen Bayern, so dass sich der Forschungsstand inzwischen eindeutig erweitert hat. Seit einigen Jahren wird darüber hinaus spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Keramik aus bayerischen Fundstellen bearbeitet. Zu nennen sind die ungedruckten Magisterarbeiten zur Keramik aus Franken von Andrea Popp<sup>25</sup>, Franz Kaller<sup>26</sup>, Claus Vetterling<sup>27</sup>, Alexandra van Gorkom<sup>28</sup> und Timo Hembach<sup>29</sup>, die in kurzen Berichten veröffentlichte Arbeit von Wolfgang Steeger<sup>30</sup> sowie die im Druck erschienenen Arbeiten von Claudia Frieser<sup>31</sup>, Volker Hermann<sup>32</sup>, Verena Kaufmann<sup>33</sup>, Jakob Müller<sup>34</sup> und Birgit Münz<sup>35</sup>. Erwähnt sei nochmals der Ausstellungskatalog, der das DFG-Projekt „Babenburg“ vorstellte und die Ergebnisse kurz zusammenfasst. Leider nimmt die Behandlung der Keramik, gemessen am enormen Fundaufgebot, hier nur einen geringen Stellenwert ein.

Blickt man über die Grenzen Oberfrankens nach Mittelfranken, bieten die beiden Anfang der achtziger Jahre in Nürnberg geborgenen Latrinenfunde vom Weinmarkt 11 und aus der Oberen Krämersgasse 12 bemerkenswerte Vergleichsmöglichkeiten.

Wenngleich das ursprünglich angenommene Alter des Fundmaterials um etwa fünfzig Jahre nach unten zu korrigieren war<sup>36</sup>, so sind damit doch wichtige

---

<sup>25</sup> Popp 1991.

<sup>26</sup> Kaller 1989.

<sup>27</sup> Vetterling 1994.

<sup>28</sup> van Gorkom 1998.

<sup>29</sup> Hembach 2000.

<sup>30</sup> Steeger 1989, 129 – 156, ders. 1991, 150 – 153.

<sup>31</sup> Frieser 1999.

<sup>32</sup> Herrmann 1995.

<sup>33</sup> Kaufmann 1999.

<sup>34</sup> Müller 1996.

<sup>35</sup> Münz 1997.

<sup>36</sup> Scholkmann 1984, 225f.

Ergebnisse einer Region mit bis dahin kaum erforschter Glas- und Keramikgeschichte in ihren unterschiedlichen Aspekten zur spätmittelalterlichen Sachkultur im Ausstellungskatalog „Aus dem Wirtshaus zum Wilden Mann – Funde aus dem mittelalterlichen Nürnberg“ zusammengefasst und veröffentlicht worden<sup>37</sup>. Nach wie vor hat die Mittelalterarchäologie in Nürnberg einen schweren Stand, obgleich die Stadt im Spätmittelalter eine herausragende Rolle inne hatte<sup>38</sup>. Zwar wurde 1999 eine halbe Stelle für einen Stadtarchäologen geschaffen, doch hat sich dies bislang nicht in Auswertungen dieser Grabungen bzw. der Bearbeitung der Fundkeramik niedergeschlagen. Eine Ausnahme bildet die von Bamberger Studenten des Lehrstuhls für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit unter der Leitung von Markus Sanke aufgearbeitete Notgrabung im Nürnberger Kreuzgassenviertel, die aufgrund ihrer viel zu kurz angesetzten Grabungsdauer freilich nur begrenzt aussagefähige Ergebnisse brachte<sup>39</sup>.

Aus dem westlichen Mittelfranken sind im wesentlichen zwei forschungsgeschichtlich wichtige Fundorte zu nennen. Es handelt sich zum einen um das keramische Fundmaterial aus dem in das Fränkische Freilichtmuseum Bad Windsheim translozierte Bauernhaus von Höfstetten bei Ansbach. Um die Funktion der einzelnen Räume des im Kernbau auf 1367 dendrodatierten Hauses zu klären und mögliche Vorgängerbauten zu fassen, führte man nach dem Hausabtrag eine archäologische Ausgrabung durch. Hierbei wurde eine Grube entdeckt, die mit Keramikfragmenten der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts verfüllt war<sup>40</sup>.

Große Aussagekraft besitzt auch das Fundmaterial aus dem Bad Windsheimer Hospital „Zum Heiligen Geist“ mit seiner Datierung „um 1500“. Der Neubau einer Bäckerei gab den Anlass zu einer Notgrabung, die eine außergewöhnlich große Abortgrube – zum einstigen Spitalbau gehörig – erbrachte. Verfüllt war sie mit zahlreichen Objekten aus Holz, Textil, Keramik, Glas und Metall<sup>41</sup>.

Obgleich die beiden Fundorte in deutlicher Distanz zum hier behandelten oberfränkischen Gebiet liegen, so bieten sie doch gute Analogien zur im Folgenden behandelten Keramik der gleichen Zeitstellung<sup>42</sup>.

---

<sup>37</sup> Wirtshaus zum Wilden Mann 1984.

<sup>38</sup> Gohlisch 1999, 15 – 21.

<sup>39</sup> Sanke 1999, 71 – 103.

<sup>40</sup> Bedal 1987.

<sup>41</sup> Janssen 1994.

<sup>42</sup> Popp 1991.

#### 4. Die keramischen Funde

Im Rahmen dieser Arbeit werden keramische Funde unterschiedlicher Quellenkategorien bearbeitet: den größten Anteil machen die städtischen Siedlungsfunde aus (Forchheim/St. Martin-Straße, Coburg, Bamberg/Theatergassen), ergänzt durch einen ländlichen Siedlungsfund (Scheßlitz) und Überreste von Brennöfen (Strullendorf, Bamberg – Altes Krankenhaus). Allen Fundkomplexen gemeinsam ist, dass sie im Rahmen von Notgrabungen geborgen wurden, die von ehrenamtlichen Mitarbeitern des Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege, Außenstelle Schloss Seehof, oder von Studenten des Lehrstuhls für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit durchgeführt wurden. Die Grabungsdokumentationen sind nur wenig aufschlussreich. Sie verdeutlichen einmal mehr, dass man dem spätmittelalterlichen und jüngeren Fundmaterial lange Zeit nur wenig Augenmerk schenkte. Außerdem ist der Stellenwert des geborgenen Materials durch die nicht immer systematische Bergung stark eingeschränkt. Im Hinblick auf Formenschatz und Warenarten kann man bei diesen Bergungen sicher nicht von einem repräsentativen Querschnitt ausgehen.

Auf eine vollständige Materialvorlage kann bei spätmittelalterlicher Keramik verzichtet werden, da Rand-, Wand- und Bodengestaltungen kaum variieren. Die Auswahl beschränkt sich deshalb auf die typischen Formen.

Die häufig in unmittelbarer Nachbarschaft der Töpferanwesen angelegten Bruchgruben enthalten in der Regel beim Brand missratene und damit zumeist unverkäufliche Keramik sowie nicht weiterverwendbare Produktionsmittel. Nicht selten findet sich dabei aber auch normaler Hausabfall.

Werkstattbruch hat sich entweder über kurze Zeit angesammelt wie in der Bruchgrube von Bamberg – Altes Krankenhaus oder durch Generationen hindurch aufgehäuft, wie in Regensburg – Prebrunn<sup>43</sup>. Diese Fundgattung gestattet aussagekräftige Einblicke in den Formenschatz und die Technologiekenntnisse der jeweiligen Werkstatt. Damit stellt sie einen der wichtigsten Bezugspunkte der keramischen Forschung dar<sup>44</sup>.

Demgegenüber bildet Keramik, die gebraucht wurde, zu Bruch ging und dann weggeworfen wurde, den häufigsten Kulturabfall. Bei dieser Fundgattung interessieren in Bezug auf die Zusammensetzung des Komplexes vor allem folgende Fragen: stammt die Keramik von verschiedenen örtlichen Herstellern, ist Zierkeramik

---

<sup>43</sup> Endres/Loers 1981.

<sup>44</sup> Endres 1985, 19 – 27.

darunter und gibt es Sonderformen und importierte Keramik? Diese Fundkomponenten liefern wesentliche Auskünfte zum Handel, zur Zubereitung und zur Vorratshaltung. Sie geben aber nur selten unmittelbare Auskünfte über die Herkunft der Gefäße und ihre genaue Zeitstellung.

Anhand der ausgewählten Fundorte lässt sich eine Auswahl an Formen der Zeitspanne von etwa 1400 bis um 1500 aussondern. Die Bearbeitung des Fundmaterials erfordert in jedem Fall den Vergleich mit gut datierbaren Funden aus der näheren oder auch weiter entfernten Umgebung.

#### **4.1 Strullendorf, Stockweg 28 (um 1400)**

Strullendorf wird 1247 erstmals urkundlich erwähnt. Die Anfänge des Ortes dürften im 9. Jahrhundert liegen, denn bei der Gründung des Bistums Bamberg im Jahre 1007 ging das benachbarte Hallstadt durch eine Schenkung von Kaiser Heinrichs II. als Kammeramt in den Besitz des Bistums über<sup>45</sup>. Die Stadt Hallstadt, auf einem Ausläufer der Hassberge gelegen, galt bereits im frühen Mittelalter als wichtiger Knotenpunkt verschiedener Straßen, die das Gebiet durchkreuzten.

Das Kammeramt verfügte über eine herausragende Stellung unter den Hofämtern, da es alle Vermögensangelegenheiten des Bistums regelte. Ihm gehörten auch die Beamten an, die Maut, Zoll und andere Einnahmen kassierten<sup>46</sup>. Das Amt war in vier Unterkammern gegliedert, zuständig für die Orte Hallstadt, Güßbach, Strullendorf und Geisfeld. Dem bischöflichen Kammeramt oblag auch eine eigene richterliche Gewalt über die Stiftsuntertanen auf den kammereigenen Gütern<sup>47</sup>. Bis zum Ende des 11. Jahrhunderts war die Verwaltung des Bamberger Kirchenbesitztums dem Vicedomus und den Inhabern der Hofämter unterstellt. Diese entwickelten sich seit dem 13. Jahrhundert zu erblichen Ehrenämtern der Ministerialen. Im Spätmittelalter galten die Ämter des adeligen Hofmeisters, der am Gerichts- und Lehenswesen beteiligt war, des bürgerlichen Kammermeisters und des Finanzverwalters als die wichtigsten Behörden. Der Finanzverwalter saß dem Kammergericht und dem Kastenamt vor, das Abgaben, Zins oder Gült einzusammeln hatte. Bis zur Säkularisation, dem Ende des Hochstifts Bamberg und seinem Übergang an das Kurfürstentum und spätere Königreich Bayern<sup>48</sup>, unterstand Strullendorf dem Vogtei-

---

<sup>45</sup> Kett 1958, 9.

<sup>46</sup> Grünbeck 1924, 32.

<sup>47</sup> Ott 1980, 3.

<sup>48</sup> von Guttenberg 1926.

Kasten- und Steueramt sowie dem Zehntgericht Hallstatt. Im sog. Hohenlohschen Rechtsbuch, das Bischof Friedrich von Hohenlohe im Jahre 1348 anlegen ließ, sind alle Orte, Besitzungen und die genaue Aufstellung der Abgaben an das Hochstift Bamberg aufgezeichnet. Dieses älteste Urbar des Hochstifts Bamberg vermerkt für Strullendorf 40 Zinspflichtige und ihre jährliche Abgabepflicht, darunter auch 1000 "scultellas", sog. Hofschüsseln. Die abgabepflichtigen Lehen hatten häufig eine entsprechende Bezeichnung. Für Strullendorf wird u.a. mehrmals ein Topflehen erwähnt<sup>49</sup>. H. Hopf erwähnt die Besitzer von zwei Töpfereien<sup>50</sup>. Die Werkstätten verwendeten Rhättone, die im nahegelegenen Hauptsmoorwald abgebaut wurden<sup>51</sup>. Bei Bauarbeiten am Stockweg 28 entdeckte man 1978 einen Brennofen mit Fehlbränden, der vom Landesamt für Denkmalpflege untersucht wurde. Es handelt sich um einen liegenden Ofen, der etwa 0,60 m hoch erhalten war<sup>52</sup>. Südlich davon schloss sich ein weiterer, etwas älterer Ofen an, der aber nicht dokumentiert werden konnte. Leider verzichtete man auch auf die Fundbergung. Im Sommer 1979 kam auf dem gleichen Grundstück nochmals ein Ofen zutage, der wiederum vom Landesamt für Denkmalpflege, freilich nur skizzenhaft, dokumentiert wurde<sup>53</sup>. Das Fundmaterial dieser Bergungen befindet sich heute im Depot des Historischen Vereins für Bamberg.

#### **4.2 Forchheim, St. Martin-Straße 16 (um 1400)**

Voraussetzung für die Bedeutung Forchheims in der Karolingerzeit war der Flussübergang über die Regnitz. Er verband die Straße von Würzburg her mit den Verkehrswegen nach Regensburg und Böhmen<sup>54</sup>.

Im Jahre 805 taucht der Name *Foraheim* in einer Verordnung Karls des Großen über den Handel mit den Awaren und Slawen erstmals auf<sup>55</sup>. Die Aufenthalte der fränkischen Könige lassen vermuten, dass hier bereits in der Mitte des 8. Jahrhunderts ein Königshof gegründet wurde. Die Frage nach dem genauen Standort der bereits in den frühen Quellen des Mittelalters mehrfach erwähnten Pfalz gab 1989 Anlass zu einer Grabung in der sog. „Kaiserpfalz“, dem ehemaligen

---

<sup>49</sup> StAB Standbuch Nr. 852 a/b, Nr. 201, Steuerfassung für Strullendorf, K 211, Grundkataster 855 I – VI.

<sup>50</sup> Hopf 1977, 44.

<sup>51</sup> Jakob 1984, 182.

<sup>52</sup> Grabungsbericht vom 18.11.1978, Landesamt für Denkmalpflege, Schloß Seehof.

<sup>53</sup> Grabungsbericht vom 10.8.1979, Landesamt für Denkmalpflege, Schloß Seehof.

<sup>54</sup> Breuer 1961, 3f.

<sup>55</sup> Bog 1955, 10f.

Verwaltungssitz der Bamberger Bischöfe, der heute als Pfalzmuseum dient<sup>56</sup>. Man erwartete sich Aufschlüsse über die Anlage der karolingischen Pfalz in der Art der Pfalzen in Paderborn, Ingelheim, Frankfurt oder Aachen, die sich jedoch nicht bestätigten. Immerhin konnten Nachweise für eine frühmittelalterliche Besiedlung erbracht werden<sup>57</sup>.

In den folgenden Jahren führte der Bamberger Lehrstuhl für Archäologie des Mittelalter und der Neuzeit immer wieder Ausgrabungen und Baubeobachtungen durch. Die etwa zwanzig untersuchten Fund- und Ausgrabungsplätze trugen wichtige Erkenntnisse zur Entstehung und Entwicklung der Stadt Forchheim bei<sup>58</sup>. Bereits zu Beginn der 90er Jahre, in den Anfängen der Forchheimer Stadtarchäologie, kam es im Südwestteil der Stadt immer wieder zu Fundmeldungen und anschließenden Baubeobachtungen. Im Rahmen einer solchen Notbergung bargen die herbeigerufenen Studenten des Lehrstuhls einen annähernd geschlossenen Fund aus der Zeit um 1400 aus einer Baugrube im Altstadtbereich Forchheims. Die St. Martin-Straße zählt zu den ältesten Straßenzügen im Bereich um die Martinskirche. Dieser Gottesbau wird mit der Anlage des karolingischen Königshofes in Verbindung gebracht und ist vermutlich identisch mit der bereits 890 in Forchheim erwähnten Kirche<sup>59</sup>. Das Flurstück 147 war bis etwa 1980 mit dem Vorderhaus Nr. 16, einem kleineren Gebäude, und einem unterkellerten Rückgebäude bebaut. Im November 1991 wurden im Zuge von Umbauarbeiten das Rückgebäude und der Verbindungsbau zum Vorderhaus, die sich durch einen Brand bereits in desolatem Zustand befanden, abgerissen. Danach legte man einen neuen Keller an. Nach einer Befundmeldung im Zuge dieser Abbrucharbeiten und den ersten Scherbenfunden wurde umgehend eine Notbergung eingeleitet. Eine ordentliche Ausgrabung war zu diesem Zeitpunkt nicht mehr möglich. Schon zu Beginn der Bergungsmaßnahmen waren die jüngeren Schichten fast völlig abgetragen. Um so ergiebiger zeigten sich die Schichten des Spätmittelalters. Die Bergung gestaltete sich problematisch, die Funde ließen sich zumeist nicht schichtengemäß trennen. Neben vielen neuzeitlichen Lesefunden, zumeist glasierter Irdenware, ist eine Senkgrube von besonderer Bedeutung. Diese Abfallgrube – in den Befundskizzen als Befund 15 bezeichnet – hatte einen Durchmesser von etwa 0,8 Metern. Sie war nicht gemauert

---

<sup>56</sup> Karpf 1992, 121 – 127.

<sup>57</sup> Sage 1992, 12 – 15.

<sup>58</sup> Ericsson 1967, 170 – 174.

<sup>59</sup> Breuer 1961, 7f.



oder anderweitig ausgekleidet, sondern nur in eine sandig-tonige Schicht eingetieft und mit Fäkalien verfüllt.

Auf der Grubensohle fanden sich neben dick gepackten Scherbenpaketen etwa dreißig intakte oder nur gering beschädigte Gefäße. Trotz der schwierigen Bergungsbedingungen und der unter Zeitdruck erstellten Grabungsdokumentation erscheint die Deutung als Geschirredeponierung haltbar. Diese Deponierung hatte die Aufgabe eines – wenngleich notdürftigen – Filtereffektes<sup>60</sup>.

In Städten, in denen zumindest zeitweise systematische stadttarchäologische Untersuchungen stattfanden, ist die Aufdeckung von hoch- und spätmittelalterlichen bis neuzeitlichen Geschirredepos nicht ungewöhnlich<sup>61</sup>. Für den fränkischen Raum ist hier vor allem die Abortgrube des ehemaligen Spitals in Bad Windsheim anzuführen<sup>62</sup>, die schon durch ihren Umfang weitreichendere Interpretationen zulässt. An diesen Befund ist der Grubeninhalte von St. Martin anzuschließen, wenngleich hier Keramik in einem wesentlich bescheidenerem Ausmaß deponiert wurde. Aber ebenso wie in Bad Windsheim bieten auch die Funde aus der St. Martin-Straße formal ein sehr einheitliches Bild und sind wohl vor dem gleichen Hintergrund zu sehen.

Forchheim verfügte nach dem ältesten Stadtrechtsbuch aus dem frühen 14. Jahrhundert bereits über ein kleines Hafnerzentrum mit mehr Betrieben, als zur lokalen Bedarfsdeckung notwendig waren. Nach K. Sitzmann legten die Forchheimer Bürger im Jahre 1356 die Größe und die Häufigkeit keramischer Brände fest<sup>63</sup>. 1353 wird Conrad Haffner erwähnt, 1372 Ulrich Hafner, 1379 in Forchheim – Burk Veit Hafner und 1491 der Hafner Conrad Franck, der als Bürger und Hauptmann großes Ansehen genoss<sup>64</sup>.

### **4.3 Bamberg, Altes Krankenhaus (um 1500)**

Im Zusammenhang mit dem DFG-Projekt „Babenburg“ kam es immer wieder zu Baubeobachtungen im Altstadtbereich Bambergs. Oft standen die geplanten Maßnahmen im Spannungsfeld von Forschungsanliegen, den Vorgaben des Bauamtes und den Interessen der Baufirmen und –herren. Generell herrschte enormer Zeitdruck. Dies kennzeichnet auch die Situation zu dem Zeitpunkt, als auf

---

<sup>60</sup> Spindler 1990, 65.

<sup>61</sup> z.B. in Dresden: Mechelk 1964, 118 – 120.

<sup>62</sup> Janssen 1994.

<sup>63</sup> Sitzmann 1959, 2.

<sup>64</sup> Sitzmann 1959, 1- 2.

dem Gelände des ehemaligen Krankenhauses die Überreste von Brennöfen und Abfallgruben entdeckt wurden. Eine genaue Befundaufnahme war nicht mehr möglich, denn als die Fundmeldung erfolgte, war ein Großteil der Bodendenkmale bereits zerstört. Die straffe Bauplanung ließ es nicht zu, die verbliebenen Reste ordentlich zu dokumentieren und zu bergen.

Die Fundstelle Altes Krankenhaus liegt zwischen dem linken Arm der Regnitz und dem Berggebiet, dem sog. „Sandviertel“. Hier, am Fuße des Dombergs, befand sich die bürgerliche Siedlung, das *forum*, in einer für geistliche Städte typischen Situation. Diese Lage zwischen Talhang und Flussufer führte die Bezeichnung „Sandstadt“. Während der „obere“ Sand innerhalb der Stadtmauern lag, blieb der „untere“ Sand bis in das 18. Jahrhundert hinein weitgehend unbebaut. Erstmals erwähnt wird der untere Sand bereits 1352. Später teilte man das Gebiet in achtzehn Parzellen auf. Wie ein Aquarell aus dem Jahr 1470 oder 1485 von der Regnitz mit Blick auf das Kloster Michelsberg zeigt (Abb. 1), befanden sich hier zu jener Zeit nur einige wenige Fischerhäuser.

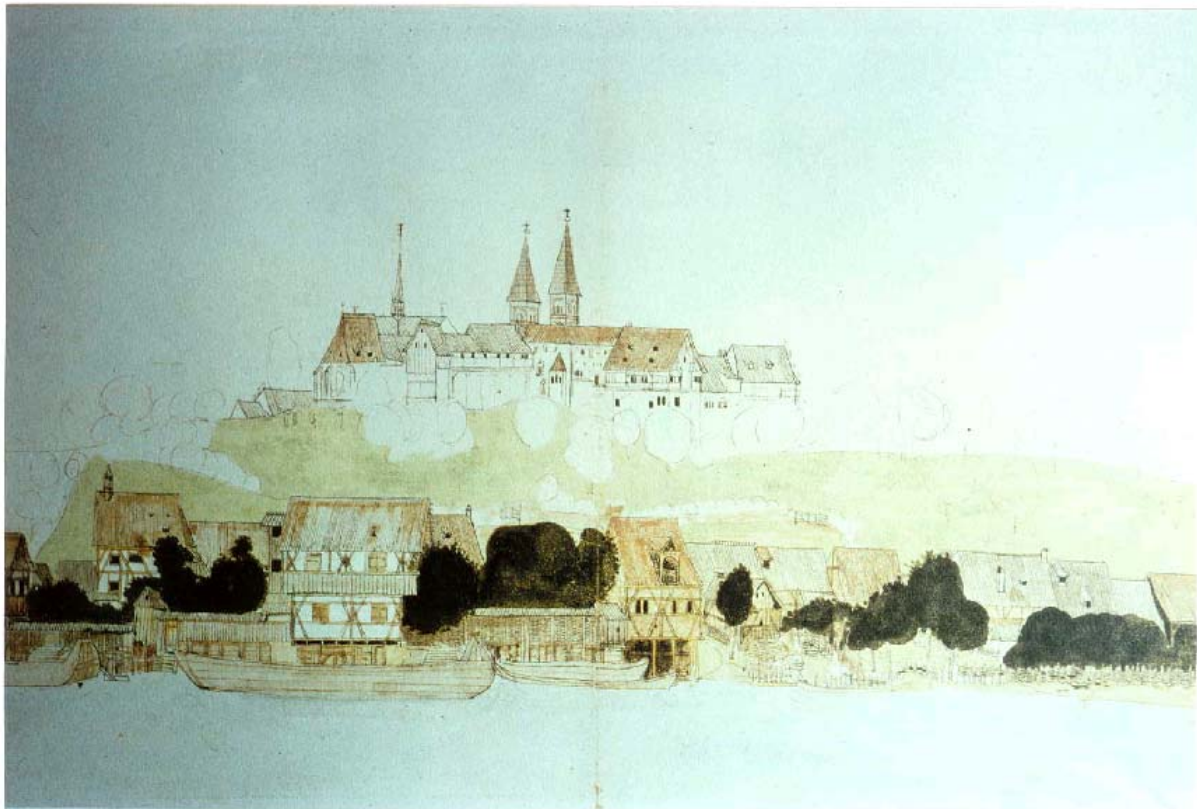


Abb. 1: Blick von der Regnitz zum Michaelsberg. Aquarellierte Zeichnung um 1470/75.

Dies zeigte auch der Befund: vor dem mit Eichenhölzern verplankten Ufer befanden sich Reste von Stegen und dahinter die Hausgrundrisse in Schwellbalkenkonstruktion sowie Flechtwerkzäune<sup>65</sup>. Zu Ende des 15. Jahrhunderts wurde das Gelände arrondiert. Es befand sich in der Folgezeit stets in herrschaftlichem Besitz. 1786 erwarb Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal den Garten und errichtete darauf das Allgemeine Krankenhaus.

Seit Herbst 1989 wurde das denkmalgeschützte Erthalsche Krankenhaus zu einem Hotel umgebaut. Für die vor dem Gebäude geplante Tiefgarage wurde großflächig ausgebaggert. Im Dezember 1989 entdeckte man einen Brennofen, der jedoch durch die Baggerarbeiten bereits zu etwa zwei Dritteln zerstört war. In der Wand einer Baugrube von etwa 4,5 m Länge und 1,4 m Breite konnte im Februar 1990 ein Profil notdürftig skizziert und die Funde geborgen werden.

Der Ofen selbst war in dieser Ausschachtung mit einer Resthöhe von 0,76 m erhalten geblieben. Der untere Teil bestand aus gemauerten Backsteinen. Teile des Ofeninhalts und des Ofengewölbes waren durch die Baggerarbeiten großflächig verzogen. Geborgen wurden enorme Mengen zerscherbter Keramik, unter denen eine große Anzahl von Fehlbränden auffällt.

Bereits auf den ersten Blick erkennt man, dass es sich um schlichtes Gebrauchsgeschirr handelt. Der funktionale Massencharakter ist nicht nur für Bamberg spezifisch, sondern lässt sich ebenso auf andere Werkstätten übertragen, die einfaches Gebrauchsgeschirr für die Kundschaft in der näheren Umgebung herstellten<sup>66</sup>. Der Ofenbefund wird durch eine kleine Grube gestört, in der zwei abgegriffene Münzen mit Prägezeiten von 1482/88 und 1495 lagen<sup>67</sup>. Somit ist für den Ofen keine genauere Datierung als in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts bis „um 1500“ möglich. Eine eventuelle jüngere Datierung in den Beginn des 16. Jahrhunderts<sup>68</sup> ist auszuschließen.

---

<sup>65</sup> Frdl. Auskunft H. Losert, Bamberg.

<sup>66</sup> Endres 1993, 129 – 142.

<sup>67</sup> Popp 1991, 31.

<sup>68</sup> Popp 1991, 31.

#### 4.4 Coburg, Probsteikapelle (14. – 16. Jahrhundert)

Im Mai 1979 entschied sich der Coburger Stadtrat für die Errichtung eines neuen Ämtergebäudes hinter der Morizkirche. Beim Ausheben der Baugrube im April 1988 kamen Grundmauern der spätmittelalterlichen Bebauung zutage. Bis 1827 befand sich östlich des Chores der Morizkirche, neben der im Jahr 1576 errichteten lateinischen Ratsschule, die aus dem 13. Jahrhundert stammenden Probstei. Ihre letzten Reste mussten beim Abbruch der Stadtmauer im Jahr 1827 ebenfalls weichen.

Die Gründung einer Probstei des Benediktinerklosters Saalfeld in Coburg geht auf eine Schenkung der Polenkönigin Richeza zurück. Im Jahr 1056 übertrug sie einen Teil ihres Eigenbesitzes um Coburg dem Erzstift Köln. Bischof Anno dotierte ihn 1074 an das neu gegründete Kloster Saalfeld. Dieser vom Kloster weit entfernte Außenbesitz verlangte eine eigenständige Verwaltung, die bis zum Jahr 1207 durch Geistliche der Pfarrei Meeder versehen wurde<sup>69</sup>. Der 1217 erstmals erwähnte Saalfelder Probst residierte zunächst auf dem Burgberg, bis 1248 Graf Hermann von Henneburg die Rechte über die Befestigung übernahm<sup>70</sup>. Zwischen 1248 und 1265 wurde die Probstei in die Stadt verlegt und dafür neue Gebäude östlich der Morizkirche errichtet. Dabei überbaute man einen Teil des hochmittelalterlichen Friedhofes östlich des Chores der Morizkirche, wie die Ausgrabungen unterhalb der Ratsschule zeigten. Während der Reformation ging die Probstei an den Landesherrn über. 1555 verkauften die Söhne des Kurfürsten Friedrich des Großmütigen den gesamten Probsteibesitz an die Stadt Coburg. Bis zur Aufhebung der Grundherrschaft in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts blieb die Probstei ein eigenständiger Rechtskörper.

Die Gebäude wurden über die Jahrhunderte als Wirtschafts- und Verwaltungsgebäude genutzt. Wie die frühen Gebäude der Probsteianlage ausgesehen haben, ist nicht bekannt. In der Reformationszeit werden sie als baufällig bezeichnet<sup>71</sup>. Die Grundrisspläne von 1697 zeigen eine vierflügelige Anlage mit der Probsteikapelle an der nordöstlichen Ecke des Wirtschafts- und Verwaltungstraktes. Die Kapelle verfügte über zwei Geschosse. Der untere Teil diente als Kellerraum, im Oberschoss war der eigentliche Gebetsraum

---

<sup>69</sup> Lorenz 1970, 318.

<sup>70</sup> Henning 1981, 43.

<sup>71</sup> Mörtl 1995, 15 – 16.

untergebracht. Seit der Reformation wurde dieser Raum profan genutzt und die Kapelle schließlich 1827 abgerissen.

Im Zuge der archäologischen Untersuchungen ließen sich die Reste der ehemaligen Probstei dokumentieren. Die Grabung erbrachte das Kellergeschoss der einstigen Kapelle mit einem etwa 9 x 6 m großen Grundriss und 1,25 m starken Grundmauern<sup>72</sup>. Der Abwasserkanal stammt aus dem frühen 19. Jahrhundert. Der Fußboden lag etwa 1,80 m unter dem heutigen Terrain und bestand aus Sandsteinplatten. Erschlossen wurde das Untergeschoss über eine fünfstufige Treppe und ein rundbogiges Portal. Die Verfüllung bestand aus Bauschutt, Putz, Mörtel und Keramik<sup>73</sup>.

Aufgrund der für die Geschichte Coburgs wichtigen Grabungsergebnisse entschied man sich für die Konservierung der Grundmauern, die heute im Untergeschoss des Ämtergebäudes als archäologisches Reservat erhalten blieben. In diesem „Grabungsmuseum Kirchhof“ sind neben den Resten der Probsteikapelle auch die Befunde der ehemaligen Ratsschule aus dem Jahr 1576 und des sog. Geyersturms, der zur Stadtbefestigung gehörte, mit den entsprechenden Funden zu besichtigen.

#### **4.5 Scheßlitz, Peulendorfer Straße/Am Altenbach (14. – 16. Jahrhundert)**

Scheßlitz, eine Kleinstadt nordöstlich von Bamberg, wird als Gründung unter slawischer Beteiligung angesehen und in einer Schenkungsurkunde aus dem Jahr 805 als *Scheheslize* erstmals erwähnt<sup>74</sup>. Er ist einer der frühest genannten Orte östlich von Bamberg. Nach Guttenberg soll hier eine der 14 Slawenkirchen gestanden haben, die Karl der Große in Auftrag gegeben hatte<sup>75</sup>.

Die Stadterhebung von Scheßlitz geht auf die ab der Mitte des 12. Jahrhunderts im Radenzgau durchgeführte Städtepolitik der Andechs-Meranier zurück, die bis 1248 auf der nahegelegenen Giechburg saßen. Diese gehörte bis 1390 zum Bistum Würzburg, dann erwarb Bischof Lambert von Brunn die Giechburg und den Ort Scheßlitz für das Hochstift Bamberg. Der Ort erhielt ein Kastenamt und wurde zum Markt erhoben<sup>76</sup>. Durch die Zugehörigkeit zum Bistum Bamberg erfuhr Scheßlitz als

---

<sup>72</sup> Wessels 1995, 27, Abb. 12.

<sup>73</sup> Wessels 1995, 26.

<sup>74</sup> Bosl 1969, 182.

<sup>75</sup> von Guttenberg 1927, 17.

<sup>76</sup> Malter 1986, 73 – 74.

bischöflicher Verwaltungssitz mit Stadtrecht, Bürgermeister und Rat, Wappen und Befestigungsrecht einen deutlichen Aufschwung<sup>77</sup>.

Mehrere Ausgrabungen wurden in den vergangenen Jahren notwendig, nachdem die am Stadtrand gelegene und bis dahin rein landwirtschaftlich genutzte „Kohlstatt“ bebaut werden sollte. Der Bereich war schon lange durch Lesefunde und kleinere Grabungen als Funderwartungsgebiet bekannt. Eine 1993 durchgeführte Notgrabung ergab eine Anzahl von Kellergruben mit Verfüllungen des späten 12. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts<sup>78</sup>.

An der Ecke Peulendorfer Straße/Am Altenbach, am Rand des mittelalterlichen Ortskernes, wurde im Februar 1992 zur Anlage eines Parkplatzes Humus abgeschoben. Im darauffolgenden Sommer fiel in der Südwestecke der Fläche eine Konzentration spätmittelalterlicher Keramik, einige Kalkbruchsteine und zwei parallele, drei Meter lange Mauerzüge aus behauenen Sandstein auf. Zur Klärung der Mauerzüge wurden mit Hilfe eines Baggers drei parallele Suchschnitte von 1 m Breite, 2 m Tiefe und 10 bis 15 m Länge angelegt. Beim Putzen der Profile trat eine einheitlich dunkel gefärbte Kulturschicht zutage, die neben Holzkohle einzelne hochmittelalterliche Keramikfragmente enthielt<sup>79</sup>. Eine Reihung verschieden großer, teils bearbeiteter und vermörtelter Kalksteine gab Anlass zur Vermutung, es handle sich um die Unterlage eines Hauses in Schwellbalkenkonstruktion (Abb. 2).

---

<sup>77</sup> Göller 1988, 18. März.

<sup>78</sup> Herrmann 1993, 152 – 155.

<sup>79</sup> Studenten des Lehrstuhls führten die Grabung unentgeltlich durch. Beteiligt hatten sich Thomas Eisen, Anja Heidenreich, Volker Herrmann, Ulrich Hoffmann, Verena Hoffmann, Elke Lenz und Luitgard Löw.

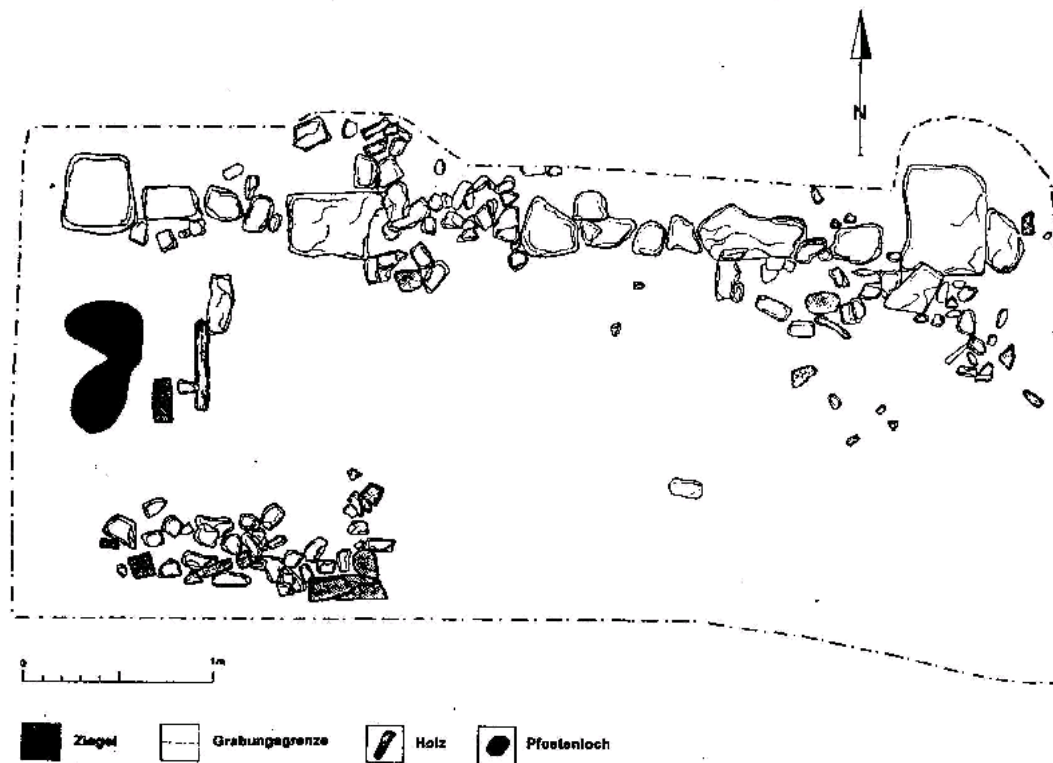


Abb. 2: Scheßlitz, Peulendorfer Straße/ Am Altenbach. Flächenzeichnung.

Zudem fand sich eine Anschüttung von Kalkbruchsteinen, durchsetzt mit Ziegeln und Eisenschlacken, großen Mengen verbranntem Hüttenlehm und Keramik. Im östlichen Bereich fiel zusätzlich eine starke Konzentration von Schlacken auf. Den größten Anteil der Funde bildete die Keramik, die überwiegend in das 15. Jahrhundert zu datieren ist.

#### 4.6 Bamberg, Theatergassen (15. – 16. Jahrhundert)

Mitten in Bambergs Zentrum plante man in den 80er Jahren ein großes Bauprojekt. Es lag in der ehemaligen „Inselstadt“ zwischen dem Hauptarm und dem im Hochmittelalter künstlich angelegten linken Flussarm der Rednitz. Deshalb begann im Jahr 1985 im Bereich Zinkenwörth-Theatergassen eine bauvorgreifende großflächige Untersuchung durch das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege. Man wollte vor allem Lage und Aussehen einer hier vermuteten ältesten Befestigung der Bamberger Insel- oder Marktstadt klären<sup>80</sup>, über die bislang nichts bekannt war. Die Bedeutung des Namens „Zinkenwörth“ ist bis heute ungeklärt. B. Schimmelpfennig vermutet, dass die Entstehungszeit der Siedlung weit zurückliegt,

<sup>80</sup> Losert 1986, 138 – 140.

weil der Zinkenwörth bis weit in das 18. Jahrhundert hinein die Rechte einer Sondergemeinde besaß<sup>81</sup>.

Die erste schriftliche Erwähnung eines Marktes fällt in das Jahr 1062<sup>82</sup>. War zunächst ein Markt am Uferstreifen unterhalb des Domberges und der Kaiserpfalz entstanden, so wurde der Raum im Laufe des 11. Jahrhunderts schließlich zu knapp. Allmählich verlegte man die städtischen Einrichtungen wie Gericht, Münze und Schlachthaus in die Inselstadt. Den Charakter einer Insel erhielt das Gebiet durch einen Bach und durch den sog. „Kanal“, der ehemals einen Seitenlauf des linken Regnitzarmes bildete. Als neuerrichtete und planvoll angelegte Kaufmannssiedlung entwickelte sich die von zwei Mauern umgebene Inselstadt schließlich ab dem 14. Jahrhundert zum Zentrum des Handels und der Verwaltung.

Eine wichtige Quelle für die spätmittelalterliche Topographie Bambergers stellt der Stadtplan von Peter Zweidler aus dem Jahr 1602 dar. An der betreffenden Stelle ist ein Wasserlauf zu erkennen. Nördlich und südlich davon schließen sich Gartengrundstücke an. Den zunächst nicht regulierten Wasserlauf begleitete eine schwach fundamentierte Mauer. Mit ihrem etwa einen Meter breiten Fundament und einer erhaltenen Höhe von 1,5 m bringt Hans Losert sie mit der Abgrenzung eines städtischen Rechtsbezirkes in Verbindung<sup>83</sup>. Die auf dem Stadtplan deutlich erkennbaren rechteckigen Bastionen entstanden während der Hussitenkriege. Denn 1430 erhielten die Bamberger Bürger das Mauerrecht und lösten dadurch den „Bamberger Immunitätenstreit“ aus, da der Bischof und die Bewohner der Immunitäten sich weigerten, die Lasten der Stadtbürger mitzutragen. Südlich des Mauerfundamentes schlossen sich Schwemmschichten an, die unglasierte, klingend hart gebrannte Keramik mit Kragenrändern des 15. Jahrhunderts enthielten.

Der Wasserlauf wurde später durch einen 1,8 m breiten Kanal reguliert. Die Wände des Kanals bestanden wohl aus Brettern, die auf der Innenseite durch starke, etwa einen Meter in den Schwemmsand eingetiefte Rechteckpfosten gehalten wurden. Parallel zu dem etwas älteren Kanal baute man im 18. Jahrhundert einen geschlossenen Kanal aus Sandsteinquadern. Seit der Errichtung des jüngeren Kanals schüttete man den offenen Wasserlauf mit Bauschutt und Abfall zu und legte darüber einen Garten an. Diese Auffüllschichten enthielten große Mengen an

---

<sup>81</sup> Schimmelpfennig 1964, 30 – 31.

<sup>82</sup> Meyer 1973, 112 – 114.

<sup>83</sup> Losert 1986.



Tierknochen, Glas, spätmittelalterlicher bis neuzeitlicher Keramik sowie zahlreiche Münzen.

Beträchtliche Fundmengen brachten im Anschluss die großflächigen Ausbaggerungen auf dem Gelände zutage. Neben dem Abfall von verschiedenen gewerblichen Betrieben fanden sich viele keramische Gefäße, die zwar in den Schwemmsandschichten die Jahrhunderte unversehrt überdauert hatten, dann aber im Bamberger Antiquitätenhandel verschwanden. Die wenigen bekannten Gefäße und übrigen Funde lassen sich formal gut mit denen vom Domberg und vom Alten Krankenhaus vergleichen<sup>84</sup>.

## **5. Gliederung nach Warenarten**

Unter der Einteilung nach keramischen Warenarten versteht man die Gruppierungen keramischer Objekte, die sich aufgrund ihrer gemeinsamen technischen Merkmale zusammenschließen lassen. Das Augenmerk richtet sich dabei auf die Herstellungstechnik und die Scherbenbeschaffenheit, also auf die sichtbaren Kennzeichen des gebrannten Tones. Dabei handelt es sich hier um Kriterien, die auf optischem Weg zu ermitteln und ohne besonderen Aufwand leicht nachvollziehbar sind

### **5.1. Die technologischen Voraussetzungen**

In den zahlreichen keramischen Arbeiten findet sich das Problem, die Farben von Scherben und Gefäßoberflächen festzulegen. Dabei entzieht sich der Scherben einer objektiven Farbbewertung. Keramische Scherbenfarben bestehen aus einer Kombination von Pigmenten und Glasphasen unterschiedlicher Farben, der Gesamteindruck entsteht aus einem Nebeneinander dieser unterschiedlichen Farben<sup>85</sup>. Die genaue Charakterisierung der Scherbenfarbe bei spätmittelalterlicher Irdenware führt deshalb zu keinem aussagefähigen und verwertbaren Ergebnis. Darum wurde die Scherbenfarbe optisch und ohne Farbkarte bestimmt. Ein keramischer Scherben entsteht durch das Brennen von Ton. Dabei bildet sich eine von Poren durchsetzte Masse. Die festen Phasen und das System von Poren bestimmen das Gefüge des Scherbens. Die Masse des Scherbens besteht aus einer feinkörnigen Substanz gebrannten Tonanteils, der Matrix, und aus den in der Matrix

---

<sup>84</sup> Popp 1991, Tafel 13 – 16.

<sup>85</sup> Fischer 1983, 320.

verteilten, größeren Kristallen oder Partikeln, der Magerung<sup>86</sup>. Diese Magerung kann schon im Naturton vorhanden gewesen oder bei der Aufbereitung vor dem Brennen zugesetzt worden sein, um so der Rissbildung beim Brennen vorzubeugen. In der Röntgenfluoreszenz-Analyse einiger Scherben von Bamberg – Altes Krankenhaus, die durch die Vermittlung von Herbert Hagn am Mineralogisch-Petrographischen Institut der Universität Köln erstellt wurde, zeigte sich bei einem Fragment ein Anteil völlig verglaste Partikel im Scherben. Man kann deshalb annehmen, dass zu hoch gebrannte Ware zerstoßen und dem Ton als eine Art Schamottemagerung beigegeben wurde<sup>87</sup>.

Auch die Tonsubstanz oder Matrix kann nur durch naturwissenschaftliche Analysen bestimmt werden. Diese dienen dann dazu, regionalspezifische Merkmale und Tonlagerstätten zu ermitteln.

Hauptkriterien bei der hier erfolgten manuellen Bearbeitung bildeten Art und Größe der Magerung sowie die Struktur und Beschaffenheit der Scherbenoberfläche. Dabei gibt es fließende Übergänge. Brennhärte und Scherbenfarbe hängen von den Zufälligkeiten des Brennvorganges ab. In einer Ofenfüllung können die Farben der Gefäßoberflächen stark variieren, je nachdem, ob sich der Standort im Ofen näher am Feuer oder näher am Rauchabzug befunden hat. Ist die letzte Phase des Brandes zu kurz, färbt sich das Innere des Scherbens, der Scherbenkern, durch eine vorherige, längere Oxidationsphase zwar hell, aber das Scherbenäußere, der Scherbenmantel, reagiert auf die Reduktionsphase und wird dunkel. Ebenso kann der Vorgang auch umgekehrt ablaufen. Der Scherbenmantel erhält so eine andere Färbung als der Kern. Sekundäre Veränderungen im Scherben entstehen durch den Gebrauch des Gefäßes. Je nach Nutzung, etwa als Transportbehälter oder als Kochtopf, ändern sich die Materialeigenschaften. Schließlich sind auch chemische Wechselwirkungen zwischen Gefäß und Inhalt möglich. Wenn das Gefäß nach dem Gebrauch oder Zerschlagen in den Boden gelangt, ist es auch während der Jahrhunderte bis zur Ausgrabung verschiedenen Einflüssen ausgesetzt.

Bei der Herausarbeitung von Gruppen besteht die Gefahr, dass Fragmente zu detailliert beschrieben werden und die Gemeinsamkeiten dann eher verschwinden. Ebenso bringt die Einteilung der spätmittelalterlichen Keramik nach typologischen Kriterien gewisse Probleme, denn gerade im Spätmittelalter entstehen Formen, die

---

<sup>86</sup> Magetti/Kahr 1981, 1f.

<sup>87</sup> Briefliche Mitteilung von H. Hagn, Institut für Paläontologie und historische Geologie, Universität München, vom 19.1.1996.

sich offensichtlich bewähren und oft bis in das 19. oder 20. Jahrhundert weitgehend unverändert hergestellt und verwendet wurden. Viele Gefäßformen innerhalb der einzelnen Materialgruppen sind auch über größere Distanzen relativ identisch. Eine strenge Gliederung nach Warenarten bringt bei der Drehscheibenware des Spätmittelalters nur vergleichsweise wenige weiterführende Ergebnisse. Bereits Georg Hauser verzichtete in seiner Arbeit weitgehend darauf und Uwe Groß fasst die Keramik des Spätmittelalters in seiner Gruppe der „jüngeren Drehscheibenware“ zusammen.

## 5.2. Die zeitliche Gliederung

Die hier bearbeitete Keramik besteht aus oxidierend gebrannter Ware, die auf der schnell rotierenden Scheibe hergestellt wurde. Trotz der räumlichen Entfernung können die von T. Mittelstraß am Murnauer Fundmaterial getroffenen Beobachtungen gut auf die oberfränkischen Funde übertragen werden. Vor allem die Gefäße aus dem Werkstattbruch von Bamberg – Altes Krankenhaus zeigen die gleichmäßigen, flächig verteilten Kapillarrillen, die durch das rasche Drehen entstehen. Dabei lagern sich die feinen Tonanteile, die durch den Innendruck der Finger beim Hochziehen des Gefäßes nach außen getrieben werden, auf der Oberfläche an<sup>88</sup>.

Die auf der schnellaufenden Drehscheibe hergestellte Ware setzte sich ab dem Ende des 13. Jahrhunderts durch und verdrängte die ältere nachgedrehte Waren, wie V. Kaufmann statistisch nachweisen konnte<sup>89</sup>. Ebenso kommt zu dieser Zeit die etwas glattere Drehscheibenware auf, die schließlich gegen Ende des 13. Jahrhunderts mit fast gleich hohen Anteilen wie die etwas ältere rauere Ware vertreten ist. Damit entwickeln sich die zunächst schmalen Kragenränder, die allmählich immer breiter werden. Hinzu kommen Details wie Rillenverzierungen.

---

<sup>88</sup> Pletzer 1974, 15.

<sup>89</sup> Kaufmann 1999, 38.

### 5.3 Die Materialgruppen der oxidierend gebrannten Ware

Reduzierend gebrannte Irdenware spielt im spätmittelalterlichen Oberfranken nur noch eine geringe Rolle. Nur an wenigen anderen Orten behielt sie ihre Bedeutung bis in die Neuzeit. So waren die Hafner im niederbayerischen Binatal bis in das 19. Jahrhundert auf die Herstellung der sog. Schwarzware spezialisiert<sup>90</sup>, in den alpinen Regionen Österreichs ist sie als noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hergestellt worden und kam erst nach 1945 endgültig zum Erliegen<sup>91</sup>. Unter den oberfränkischen Funden der ausgewählten Fundorte fand sich kein einziges Stück. Auch in anderen vergleichbaren oberfränkischen Fundzusammenhängen tritt die reduzierend gebrannte Irdenware im 14. Jahrhundert deutlich zu Gunsten der oxidierend gebrannten Irdenware mit hellem Scherben zurück<sup>92</sup>.

Dieses Verhältnis zeichnet sich bereits im hohen Mittelalter ab, wie die aufgefüllte Baugrube im Küchentrakt der alten Hofhaltung zeigt, die nur wenige reduzierend gebrannte Fragmente enthielt<sup>93</sup>. Ebenso gering ist der Anteil reduzierend gebrannter Waren unter der spätmittelalterlichen Gefäßen vom Domberg. Nur drei Trinkbecher dieser Warenart sind zu verzeichnen. Ein besonderer Fund ist der Topfdeckel mit weißbrennender Engobemalerei in Spiralen, der sich analog zu den in Scherbenqualität und Ausführung vergleichbaren Funden aus Burgthann<sup>94</sup> und auch aus dem Nürnberger Burgamtmanngelände<sup>95</sup> an das Ende des 14. Jahrhunderts datieren lässt<sup>96</sup>.

#### 5.3.1 Materialgruppe 1

Die große Masse des keramischen Fundmaterials besteht aus oxidierend gebrannter, unglasierter und hart gebrannter Irdenware. Der Scherben zeigt als Ergebnis von reichlicher Sauerstoffzufuhr während der Brandendphase hellorange, rötliche, dunkelbraune, hellziegelrote oder gelbliche bis hellbraune Färbungen.

Meistens sind an einem Gefäß mehrere Farbwerte auszumachen.

Die exakte Brandführung spielte im Spätmittelalter offensichtlich keine besonders wichtige Rolle mehr. Unter den Funden der Materialgruppe 1 fallen eine Reihe von

---

<sup>90</sup> Bauer 1980, 26.

<sup>91</sup> Löw 1994, 97 – 119.

<sup>92</sup> Herrmann 1995, 35.

<sup>93</sup> Popp 1991, 15.

<sup>94</sup> Steeger 1991, 21f.

<sup>95</sup> Friedel o.J.

<sup>96</sup> Geschichte aus Gruben und Scherben 1993, Taf. 23, K 139 – 141 und Taf. 31, K 230.

Gefäßfragmenten mit einem leuchtend roten Aussehen auf. Diese Farbe ist intentionell herbeigeführt worden und war ein erwünschter Effekt oxidierender Brandführung (Kat.-Nr. 373, 374). Während die Außenseiten der Gefäße zwischen einem hellen Orangerot und einem tiefen Braunrot variieren, zeigt der Scherben dieser Gefäße häufig ein beiges oder weißliches Aussehen.

Eine Reihe vergleichbarer Fragmente findet sich unter den Funden vom Domberg. Aus datiertem Zusammenhang zwischen 1488 – 1500 stammt die „rote“ Ware einer Abfallgrube aus dem Küchentrakt der Alten Hofhaltung. A. Popp vermutete, dass man zu ihrer Herstellung Lößlehme aus näherer Umgebung Bamberg verwendet hat<sup>97</sup>. Allgemein erhält man dunkle ziegelrote Farbtöne durch das oxidierende Brennen von stark eisenhaltigen Tonen. Hierbei werden die reinen Eisenpigmente in roten Hämatit umgewandelt und es entstehen leuchtende Rottöne<sup>98</sup>. An anderen Fundstellen, etwa in Bayreuth, wurden derartig auffallende Gefäßfragmente nicht beobachtet<sup>99</sup>. Man kann sie deshalb als reine Zufallsprodukte ansprechen oder als eine lokale Variante von „roter Irdenware“, die nur kurze Zeit und nur an wenigen Orten gefertigt wurde<sup>100</sup>.

Im allgemeinen ist die Magerung deutlich sichtbar und der Scherben zeigt häufig partiell hohe Anteile an feinem bis mittleren Quarzsand. Vereinzelt erkennt man native Beimengungen von Brauneisenkonkretionen als sekundäre Bildungen in den verwendeten Tonen.

Scherben mit grobem Bruch sind im vorliegenden Material kaum zu finden. Doch stehen einzelne Magerungspartikel weit heraus und der Bruch verläuft unregelmäßig. Solche Brüche sind in der Regel nur bei grob gemagerter und mittelhart gebrannter Ware zu finden. Das Fundmaterial zeigt dagegen insbesondere an den überbrannten Gefäßen einen fast glatten Bruch, der nur wenig strukturiert ist. Allerdings können stark überbrannte Gefäße auch geklüftete Brüche aufweisen. Die durchschnittliche Brandhärte ist als „klingend hart“ zu bezeichnen. Das bedeutet, dass die Oberfläche der Gefäße mit dem Messer kaum ritzbar ist. Der Scherben bleibt trotzdem porös.

---

<sup>97</sup> Popp 1991, 18.

<sup>98</sup> Fischer, 1983, 321.

<sup>99</sup> Müller 1996.

<sup>100</sup> Buchin/Erdmann 1986, 49.

### 5.3.2 Materialgruppe 2

Dieser Gruppe sind Gefäßfragmente mit weißlich-beigefarbenem Scherben zugeordnet. Die Magerungsanteile sind kaum zu erkennen, oft wirkt der Scherben fast homogen. Bis auf die Brandart und die Scherbenfarbe ist sie der Materialgruppe 1 recht ähnlich. Die Gefäßoberflächen fühlen sich nicht ganz so rau an, weil die Magerungspartikel nicht so stark heraustreten. Auf der Innenseite sind regelhaft Drehspuren auszumachen, außen scheinen sie manchmal verstrichen zu sein. Häufig geben sich auch die Spuren des Abdrehens nicht deutlich zu erkennen, auch sie sind dann teilweise oder völlig verstrichen. Innerhalb der Materialgruppe 2 ist die Coburger Ware geringfügig glatter und feiner.

Verwandt mit dieser Materialgruppe sind die Töpfereiabfälle aus Kipfendorf, vom Lußberg, aus Pollenfeld und Regensburg–Prebrunn<sup>101</sup> sowie ein in das 13./14. Jahrhundert datierter Fundkomplex aus dem thüringischen Hildburghausen<sup>102</sup>. Die Funde einer Abfallgrube der Alten Hofhaltung in Bamberg aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts<sup>103</sup> und die Funde von der Niederungsburg Tüschnitz, die aus dem Zeitraum zwischen 1319 bis in das frühe 16. Jahrhundert stammen<sup>104</sup>, lassen sich dieser Materialgruppe ebenfalls anschließen.

### 5.3.3 Materialgruppe 3

Materialgruppe 3 umfasst feine Irdenware, die sich durch eine fast glatte Oberflächenstruktur auszeichnet. Die fein ummantelten Magerungskörner treten nur leicht hervor. Im Unterschied zur gängigen Drehscheibenware ist der Bruch feinporig und nur wenige Magerungspartikel sind erkennbar. Der Scherben ist höchstens mittelhart gebrannt. Feinster Ton ohne sichtbare Magerungszusätze, sog. Pfeifenton wurde vor allem für kleine Gefäße verwendet, wie für das Saug- oder Gießgefäß aus Forchheim–St. Martin-Straße (Kat.-Nr. 180), andere Fragmente von Kleingeschirren (Kat.-Nr. 178, 400 - 406) sowie ein kleines Figürchen (Kat.-Nr. 407). Diese Objekte stammen – entsprechend dem Forschungsstand – wahrscheinlich aus nicht lokaler

---

<sup>101</sup> Endres/Loers 1981, 54 und 60.

<sup>102</sup> Lappe/Römhild 1990, 251 – 258.

<sup>103</sup> Popp 1991.

<sup>104</sup> Münz 1997, 83.

Fertigung. Sie sind auch an anderen Orten nur mit wenigen Exemplaren im Fundmaterial vertreten<sup>105</sup>.

### 5.3.4 Ware mit Brennhautbildung und Aschenanflug

An vielen spätmittelalterlichen, oxidierend gebrannten Irdenwaren der Materialgruppen 1 und 2 erkennt man auf den ersten Blick Gefäßfragmente mit glasartigen Überzügen. Beim ersten flüchtigem Hinsehen sind sie Bleiglasuren zum Verwechseln ähnlich. Bei einer näheren Untersuchung zeigen sie blasige oder raue Strukturen. Eine Untersuchung ergab, daß Blei nur in sehr geringen Spuren enthalten ist<sup>106</sup>. Diese Überzüge verdanken ihre Entstehung bestimmten brenntechnischen Ursachen und sind entweder als gesinterte Brennhaut oder als Aschenanflugglasuren anzusprechen. Beide Arten sind hier zusammengefasst. Besonders an kleinteiligem Material lassen sich die Unterschiede nur schwer ausmachen und es ist durchaus möglich, daß beide Phänomene an einem Gefäß vorkommen. Oft zeigen Gefäße mit Brennhaut auch fleckige Stellen mit Aschenanflug.

Die beiden Erscheinungen sind darüberhinaus durch gemeinsame technologische Merkmale miteinander verbunden. Im großen Umfang haben viele der oxidierend gebrannten bis überbrannten Gefäße eine hell- bis dunkelbraune oder violette, matt-silbrig glänzende Außenfläche. Die während des Brandes für Irdenwaren sehr hohen Temperaturen gerissenen Gefäße weisen diese Färbung und den Glanz auch auf ihren Innenseiten auf. Zunächst sieht die Oberfläche wie engobiert aus. Durch die stark heraustretenden Magerungspartikel fühlen sich die Flächen rau-körnig und sandpapierartig an. Diese matt glänzenden Stellen sind angesintert, d.h. wasserdicht, während der Scherben weiterhin porös bleibt. Derartige Erscheinungen werden gelegentlich als selfslip, als Selbst- oder Eigenglasur, bezeichnet. W. Endres hat dafür den in der keramischen Literatur nicht definierten Begriff Brennhaut vorgeschlagen, der hier auch verwendet werden soll<sup>107</sup>. Unter Glasur versteht man auf den Scherben aufgeschmolzene Gläser oder glasartige Überzüge, die dem gebrannten Gefäß eine glatte, wasserundurchlässige und leicht sauber zu haltende Oberfläche verleihen. Sie entstehen durch Zusammenschmelzen eines

---

<sup>105</sup> Mittelstraß 1994, 150.

<sup>106</sup> Gutachten Prof. Dr. Eberhard Seidel, Mineralogisch-Petrographisches Institut an der Universität Köln, vom 17. Januar 1996 und Brief von Prof. Dr. Herbert Hagn, Institut für Paläonthologie und historische Geologie an der Universität München, vom 19. Januar 1996.

<sup>107</sup> Hinweis W. Endres anlässlich eines keramischen Seminars, Universität Innsbruck, WS 1992/93.

Silikatgemisches, das beim Abkühlen in einem meist glasartigen Zustand erstarrt<sup>108</sup>. Diese Überzüge können nach unterschiedlichen Gesichtspunkten beurteilt, systematisiert und bezeichnet werden, eine allgemein anerkannte Nomenklatur gibt es dazu nicht<sup>109</sup>. Man kann nach der Art der chemischen Zusammensetzung, also nach der Art des Flussmittels und dessen Mengenverhältnis zu Quarz und anderen Bestandteilen drei Glasurtypen unterscheiden, die in transparente und opake, farblose und farbige, matte und glänzende Glasuren unterteilt werden. Eine andere Möglichkeit bietet die Gliederung in Rohglasur, Fritteglasur und Anflugglasur.

Eine Brennhaut entsteht dadurch, dass die Tonplättchen durch die hohen Brenntemperaturen mit der Feuchtigkeit des Scherbens, dem Schwitzwasser und den Magerungspartikeln stärker an die Gefäßoberfläche drängen und schmelzen. Die Töpfer kannten diese Vorgänge während des Brennens. Eine Brennhautbildung konnte deshalb intentionell herbeigeführt werden, wie Beispiele aus dem Reinhardswald belegen<sup>110</sup>. Im unteren Werraraum und in Hannoversch Münden wurden im 16. Jahrhundert noch große Mengen unglasierte Töpfe hergestellt, die man – um die teure Bleiglasur zu sparen – bei hohen Temperaturen brannte, um damit eine dichte Oberfläche zu erhalten<sup>111</sup>. Ebenso verhält es sich in Coppengrave. Hier fanden sich einige Fragmente von offenbar absichtlich überbrannter Ware mit Brennhaut. Daneben zeigen vertropfte Bleiglasuren und überbrannte Glasuren, dass man in Südniedersachsen im 14. Jahrhundert durchaus mit Bleiglasuren experimentierte<sup>112</sup>.

Zu dieser Gruppe überbrannter Gefäße zählen auch diejenigen mit einem partiell grünem, grau-blauem, glasartigen Überzug. Dieser kann das Gefäß völlig bedecken und bis weit in den Scherben eindringen (Kat.-Nr. 322). Wichtigstes Erkennungsmerkmal ist eine glatte, dichte Oberfläche mit mattem bis silbrigem Glanz. Es handelt sich dabei um Aschenanflug, der ebenfalls im eigentlichen Sinne nicht zu den Glasuren zählt.

Anflugglasuren entstehen während des Brennens im Ofen bei Temperaturen über 1200° C durch Ablagerungen auf der Oberfläche des Scherbens und der Reaktion des Scherbens mit Stoffen, die dampf- oder gasförmig in der Ofenatmosphäre

---

<sup>108</sup> Hähnel 1992, 14 – 15.

<sup>109</sup> Schneider 1989, 7 –39.

<sup>110</sup> Stephan 1982, 62.

<sup>111</sup> Stephan 1992, Abb. 1 und 3.

<sup>112</sup> Stephan 1981, 31.



enthalten sind. Sie entstehen bei der Feuerung mit festen Brennstoffen<sup>113</sup>. Die Holzasche wird durch den Luftzug aufgewirbelt, lagert sich auf dem Scherben ab und schmilzt auf der Scherbenoberfläche. Dabei wirkt ein hoher Anteil an Erdalkalioxiden wie ein Flussmittel. Wichtig ist ein bestimmtes Verhältnis von  $\text{Al}_2\text{O}_3$  zu  $\text{SiO}_2$ <sup>114</sup>.

Die glasurhafte Verbindung zwischen der Kieselsäure, dem feinen Quarzsand im Ton und dem in der Asche enthaltenen Kalium entsteht bei  $1300^\circ\text{C}$ . Dieses Kalisalz entnehmen Pflanzen dem Boden während des Wachstums.

Anflugglasuren erhält man auch durch die aus dem Feuerholz verdampfenden Alkaliverbindungen, die mit dem Scherben reagieren. Der Rauch des Holzfeuers zieht durch das im Brennraum gestapelte Brenngut. Alle Hölzer enthalten Kalium-, Calcium- und Magnesiumsalze, die bei Temperaturen ab  $1100^\circ\text{C}$  verdampfen und sich auf der Scherbenoberfläche niederschlagen<sup>115</sup>.

Zu den Anflugglasuren zählt auch die Salzglasur. Auch hier verdampfen die eingestreuten oder eingeblasenen Alkalisalze bei Temperaturen oberhalb  $1100^\circ\text{C}$  sofort und schlagen sich auf den Scherben nieder, vorausgesetzt, er ist bereits gesintert, d.h. dicht gebrannt<sup>116</sup>.

Aschenanflugglasuren werden in Japan seit dem 9. Jahrhundert n. Chr. intentionell herbeigeführt. Bei entsprechender Brandführung bewirken sie eindrucksvolle Gefäßoberflächen.

Aufgrund dieser Salze bilden Pflanzen- und Holzaschen in Form von Pottasche bei der Glasurherstellung von Fayencen wie auch bei der Glasfabrikation einen wichtigen Bestandteil.

Je nach dem Standort im Brennofen sind die Gefäße mehr oder weniger mit Aschenanflug bedeckt. An den Rissen bei Fehlbränden, die während des Brennens entstanden sind, lässt sich der Aschenanflug als Anflugglasur besonders gut beobachten. Dabei ist unter dem grünen, glasartigen Substrat oft eine schwarze, glasurartige Schicht zu erkennen. Bei Anflugglasuren treten häufig kleine, weiße Körner deutlich aus der Matrix hervor. Ein derartiger körniger Bruch ist weiterhin typisch für die notwendigen, hohen Brenntemperaturen. Bei der Überbrennung schwindet die dann meist feuerrote Matrix, d.h. die Feldspäte schmelzen und es entsteht so der Eindruck, diese Gefäße seien intentionell stärker gemagert worden.

---

<sup>113</sup> Lösche 1983, 40 – 44.

<sup>114</sup> Hinweis W. Endres, Regensburg.

<sup>115</sup> Matthes 1990, 141.

<sup>116</sup> Matthes 1990, 141.

Die Aschenanflugglasur bildet sich bei Garbrandtemperatur nur dann gut auf einer Scherbenoberfläche, wenn diese bereits genügend Glasphasen enthält, also schon relativ dicht gesintert ist. Sie fällt je nach Anflugstärke, Besatz und Luftströmung im Ofenbrennraum unterschiedlich dick aus. Vor allem bei der Feuerung mit Hölzern, die genügend Anteile an CaO bzw. MgO enthalten, wie Buche, Eiche, Obstgehölze, Kiefer oder Fichte, können bei starkem Zug im Ofen recht dicke Aschenanflugglasuren entstehen, die aber schwer zu steuern sind und nur selten eine gleichförmig deckende Schicht ergeben.

Die Bildung von Anflugglasuren setzt vor allem Steinzeugtone voraus, die Brenntemperaturen von 1250 - 1350° C aushalten, weiter sind eine große Strömungsgeschwindigkeit im Ofen und eine lange Brenndauer notwendig. Sieht man die entsprechende Keramik anderer Fundorte durch, sind Gefäße mit Aschenanflugglasuren im mittel- und oberfränkischen Raum nicht ungewöhnlich. Um ein Importstück handelt es sich allerdings bei dem Beutelbecher aus Höfsetten<sup>117</sup>, der ebenfalls partiellen, zufällig entstandenen Aschenanflug aufweist.

Eine Trennung von Brennhautbildung und Aschenanflug, die insbesondere auf den Gefäßen der Materialgruppe 1 auftreten, ist nicht sinnvoll. Vielfach sind sie nicht zu unterscheiden oder sie gehen sehr häufig an einem Gefäß fließend ineinander über. Die Töpfe aus dem Brennofen von Bamberg – Altes Krankenhaus zeigen in Kombination mit Lehmauftrag, dass Gefäße mit Brennhaut und Aschenanflug auch zum Bau des Ofengewölbes verwendet wurden und damit kein Zufallsprodukt eines einzigen Fehlbrandes waren. Sie schließen sich technologisch an die „manganviolette Ware“ und das rheinische Frühsteinzeug an<sup>118</sup>.

Das zeigen auch weitere, wohl lokal hergestellte, formal vergleichbare Irdenwaren mit Aschenanflug bzw. Brennhautbildung, u.a. in Bayreuth aus der 2. Hälfte des 14. und dem Anfang des 15. Jahrhunderts<sup>119</sup>, in Neunkirchen am Brand<sup>120</sup>, im nahegelegenen Hassfurt<sup>121</sup>, in Burgkunstadt<sup>122</sup> aus dem 15. Jahrhundert sowie in Tüschnitz im Zeitraum von 1345 bis in das 16. Jahrhundert<sup>123</sup>. Ebenso zeigt die Keramik aus der Abfallgrube am Domberg in Bamberg einen hohen Anteil hart gebrannter Gefäße mit glänzender Oberfläche<sup>124</sup>.

---

<sup>117</sup> Endres 1987, 132 – 133.

<sup>118</sup> Gross 1991, 69, Abb.23.

<sup>119</sup> Müller 1996, 43.

<sup>120</sup> Specht 1999, 67.

<sup>121</sup> Herrmann 1995, 38 – 39.

<sup>122</sup> Hain/Schmudlach 1975, Abb. 4.

<sup>123</sup> Münz 1997, 91

<sup>124</sup> Popp 1991.

Bereits G. Hauser hat diese glasurartigen Überzüge im fränkischen Raum beobachtet und eine bewusste Beimengung von Flussmitteln vermutet. Er diskutierte weiteres eine mögliche Zuschreibung zu salzglasierten Waren und wies auf technologische Überschneidungen mit Lehmglasuren hin<sup>125</sup>. Hochgebrannte Gefäße mit Aschenanflug und Brennhautbildung sind als Versuch der Handwerker zu werten, die Gefäße dichter zu brennen. Sie sollten dadurch wahrscheinlich aufgewertet werden. Möglicherweise dienten die glatten, gesinterten Flächen des Steinzeuges als Vorbild, wenngleich der Formenschatz aus praktischen Gründen nicht übernommen wurde. Schließlich handelte es sich bei der Irdenware um Kochgeschirre und nicht – wie beim Steinzeug – vor allem um Behältnisse für die gedeckte Tafel und später auch um Gefäße, in denen problemlos, ohne gefährliche Verbindungen mit gelösten Partikeln bleihaltiger Glasuren, Nahrungsmittel aufbewahrt werden konnten.

### 5.3.5 Glasierte Ware

Die Technik der Bleiglasur ist spätestens seit dem 12. Jahrhundert im deutschen Sprachraum bekannt. Sie wurde aber nur an wenigen Orten tatsächlich angewandt. Im angrenzenden westlichen Europa dagegen war sie weit verbreitet. Ausgenommen sind Kacheln, die ab etwa 1300 in einigen Regionen Süd-, Mittel- und Westdeutschlands bis zum Mittelrhein in spezialisierten Werkstätten reich ausgestaltet und farbig glasiert wurden. Wenngleich einzelne glasierte Objekte bereits in früh- bis hochmittelalterlichen Fundzusammenhängen vorkommen<sup>126</sup>, so ist glasierte Ware in Oberfranken erst in frühneuzeitlichen Fundkomplexen zu finden. Die Einzelfunde sind zunächst als Importe anzusehen. Es handelt sich um wenige Gefäße, die ausschließlich innen mit einer Glasur versehen worden waren. Verwendet wurde eine grün oder gelb gefärbte Transparentglasur. Der Scherben glasierter Gefäße zeigt keinen qualitativen Unterschied zur unglasierten Ware. Hier kann der Henkeltopf aus Hassfurt mit Kragenrand und Engobemalstreifen im Halsbereich als Beispiel dienen, der innen eine gelbe Glasur erhielt und in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts datiert<sup>127</sup>. Gleiches gilt für den glasierten Topf aus Scheßlitz (Kat.-Nr. 436) mit seinem dreifach profilierten Kragenrand und auch für den Dreibeintopf (Kat.-Nr. 398).

---

<sup>125</sup> Hauser 1984, 137.

<sup>126</sup> Hauser 1993, 161 – 172.

<sup>127</sup> Zeune 2000, 227, Abb. 8.

Das vorliegende Fundmaterial zeigt, dass mit Bleiglasuren, die die porösen Oberflächen abdichten und den Gefäßen ein gefälligeres Aussehen verleihen sollten, zumindest im westlichen Oberfranken erst nach 1500 zu rechnen ist – was sicher nicht nur für diese Region, sondern auch für Mitteldeutschland gilt<sup>128</sup>. W. Endres nimmt im Zusammenhang mit den keramischen Funden aus Höfstetten den Zeitraum ab der Mitte oder dem 2. Drittel des 15. Jahrhunderts an<sup>129</sup>. G. Hauser will diesen Beginn deutlich früher sehen, nämlich in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts<sup>130</sup>. Diese Vermutung stützt zwar der Werkstattbruch aus Pollenfeld, ein gesichertes Fragment liegt indes einstweilen nicht vor<sup>131</sup>. Es ist jedoch durchaus anzunehmen, dass in den fränkischen Werkstätten, wie auch an anderen Orten, mit den verschiedenen Möglichkeiten zum Glasieren experimentiert wurde. Gestützt wird diese Annahme durch unbeabsichtigte grüne Glasurtropfen im Werkstattbruch vom Alten Krankenhaus, die auf dem Henkeltopf (Kat.-Nr. 231) oder der Schüsselkachel (Kat.-Nr. 302) zu erkennen sind. Mit der Kenntnis der Bleiglasur ist auf jeden Fall zu rechnen, nicht jedoch mit der allgemeinen Verwendung. Dieses Bild zeigt sich auch in der Stadt Nürnberg. In der nach 1450 verfüllten Latrine 1 in der Nonnengasse betrug der Anteil der glasierten Gefäße 15 %<sup>132</sup>. Ein anderes Bild bietet der um 1580/90 datierte Keramikfund vom Bamberger Domberg. Hier bildet die Materialgruppe der oxidierend gebrannten, glasierten Irdewaren den größten Anteil, während unglasierte Waren in den Hintergrund treten. Wie in den meisten frühneuzeitlichen und späteren Fundkomplexen stellen die oxidierend gebrannten, innen grün glasierten Henkelköpfe die Mehrzahl der Gefäße<sup>133</sup>.

Mit einem Durchbruch der glasierten Ware ist also zu Beginn des 16. Jahrhunderts zu rechnen. Dabei bleiben die Gefäßformen zunächst unverändert, wie dies der hohe Henkeltopf mit Deckel zeigt, der um 1500 oder 1520 mit Wein gefüllt als Bauopfer in der Westkrypta von St. Sebald in Nürnberg niedergestellt wurde. Das mit grüner Innenglasur versehene Gefäß wurde in der Fundamentgrube eines Altares in der Westkrypta bei Renovierungsarbeiten entdeckt. Es weist die übliche hohe und elegante Form mit eingezogenem Hals, unterschrittenem Kragenrand, schlanker

---

<sup>128</sup> Stoll/Suhle 1963, 67 – 68.

<sup>129</sup> Endres 1987, 141 – 142.

<sup>130</sup> Hauser 1984, 109.

<sup>131</sup> Reichmeyer 1986, 90.

<sup>132</sup> Kaller, 1989, 13.

<sup>133</sup> Braunreuther 1995, 26.

Gefäßkontur, umlaufener Riefe auf dem Bauch und kleinem randständigem Bandhenkel auf<sup>134</sup>.

Der Bamberger Ofenfund beinhaltet keine intentionell bleiglasierten Gefäße. Die wenigen wenigen Glasurspritzer sind darum auch nicht als Dekore zu werten. Wie viele der Bamberger Töpfer im 15. Jahrhundert ihre Waren glasiert haben, ist derzeit nicht feststellbar. Glasierte Ofenkacheln waren jedoch nicht mehr unbekannt, wie die Rechnungen der Bamberger Bauverwaltung aus den Jahren 1441 bis 1481 zeigen, in denen Reparaturarbeiten an Kachelöfen in städtischen Gebäuden abgerechnet wurden<sup>135</sup>. Man beauftragte die örtlichen Töpfereibetriebe, unbrauchbar gewordene Öfen abzutragen, „zwifach verglaste“, teils „gefirt verglaste“ Kacheln“ zu ersetzen oder „von alten kacheln anderweit zu brennen auch den ofen zu setzen und zu ferben“<sup>136</sup>. Einen besonders aufwendigen Auftrag erhielt der Töpfer Ulrich Tawr im Jahre 1480. Er setzte in der Ratsstube des Neuen Rathauses einen neuen Kachelofen und verrechnete 105 bleiglasierte Kacheln. Man hat im Bamberg des späten 15. Jahrhunderts durchaus glasierte Ofenkacheln verbaut. Die örtlichen Handwerker hatten die Öfen jedoch nicht nur gesetzt, sondern die dazu notwendigen Kacheln in ihren Handwerksbetrieben auch hergestellt. Die Rechnungen belegen, dass Glasuren zum Einsatz kamen, vermutlich aber nur bei Auftragsarbeiten. Diese Aufträge kamen aus gutgestellten Kreisen, denn die Rohstoffe für die Glasurherstellung waren teuer. Wohl kaum fiel dabei ins Gewicht, dass die Verarbeitung aufgrund der Schadstoffen wie Blei, Cadmium, Zink und Barium gesundheitsschädlich war. Schwerer wog der hohe finanzieller Einsatz und das damit verbundene Risiko eines Fehlbrandes. Öfen in öffentlichen Räumen und Gebäuden hatten jedoch einen repräsentativen Anspruch zu erfüllen und dienten auch der Reputation des Handwerkers.

Für die Haushaltskeramik galt weiterhin, dass sich poröse Gefäße allmählich durch den Gebrauch in der Küche selbst abdichten. Die Poren des Scherbens füllten sich mit eingedrungenen breiigen und schleimigen Speiseanteilen, die sich dann in der Kochhitze zersetzten. Somit erschien eine Scherbenabdichtung mittels Glasur vorerst entbehrlich. Dabei dürfen heutige Hygienevorstellungen nicht auf einen spätmittelalterlichen Haushalt angewendet werden<sup>137</sup>.

---

<sup>134</sup> Koschik 1981, 194 – 195.

<sup>135</sup> Sichler 1990, 73.

<sup>136</sup> Sichler 1990, 74.

<sup>137</sup> Endres 1987, 132.

## 6. Typologie

Bei dem hier bearbeiteten, oberfränkischen Fundmaterial ist zu berücksichtigen, dass es sich nicht um geschlossenen Funde handelt und die jeweiligen Befundsituationen keine genauen Datierungen erlauben. Erschwert wird die Bearbeitung durch mangelhafte oder fehlende Grabungsdokumentationen. Exakte zeitliche Einordnungen sind aus diesem Grund nicht möglich. Stattdessen sollen Analogien von anderen Fundorten herangezogen werden.

Vergleicht man Gefäße des 14. Jahrhunderts mit denen des 13. Jahrhunderts, fällt dem Betrachter die deutliche Tendenz zur Vereinheitlichung auf. Die jüngeren Formen wurden auf der Drehscheibe gekonnt und rasch gedreht. Nicht nur die Formen, auch die Brandführung veränderte sich. Man brannte die Gefäße höher; häufig sind sie dadurch verzogen und überbrannt. Im 14. Jahrhundert tritt zur gängigen, oxidierend gebrannten Gebrauchsware eine feinere Ware hinzu. Diese Beobachtung konnte C. Frieser an Nürnberger Latrinenfunden treffen und bearbeiten<sup>138</sup>.

Als Beispiel für die gekonnte Drehtechnik kann in Bamberg der Abfall aus dem Töpferofen am ehemaligen Alten Krankenhaus gelten. Eine verbesserte Drehtechnik, sicher mit Hilfe der Blockscheibe, erlaubte die rasche Herstellung von höheren Stückzahlen. Unverwechselbare Kennzeichen eines Gefäßes von der schnelllaufenden Drehscheibe sind neben den Abschneidespuren am Boden die regelmäßigen Drehriefen, die sich auf der Gefäßinnenseite spiralig nach oben bis zum Rand ziehen. Damit einher ging eine deutliche Erweiterung des Formenspektrums, die Gefäße werden im Aussehen einheitlicher. Damit erschweren sie eine genauere zeitliche und regionale Zuweisung.

---

<sup>138</sup> Frieser 1999, 44.

## 6.1 Randformen

In Anlehnung an die von H. Losert vorgeschlagene Terminologie sind zunächst die älteren Leistenränder zu nennen, also verstärkte, schräg abgestrichene Ränder. Dieser nach außen geneigte Leistenrand entwickelte sich allmählich erst zum schmalen und dann immer breiter werdenden Kragenrand, je nach Neigung, profilierter Außenseite und verbreiteter Randleiste. Diese Entwicklung ist mit der Ablösung der nachgedrehten Ware von der schnellaufenden Scheibe durch die jüngere Drehscheibenware verbunden<sup>139</sup>.

H. Losert gliedert die frühen Ränder, die in einer Übergangsphase zwischen vollständig nachgedrehter und echter Drehscheibenware in verschiedenen Formen am Ende des 12. Jahrhunderts auftreten. Sie sind zumeist unterschritten und teilweise innen gekehlt, wie das hinlänglich bekannte Münzschatzgefäß aus Bamberg-Lange Straße 25 mit der Vergrabungszeit nach 1240 zeigt<sup>140</sup>. Ab der Mitte des 13. Jahrhunderts ist mit breiten Kragenrändern zu rechnen, wenn man die Funde der Töpferei auf dem Lußberg berücksichtigt und die beurkundeten Daten 1248 bis 1308/1396 als Eckdaten akzeptiert.

Zur dominierenden Randform im spätmittelalterlichen Franken wird der hohe Kragenrand. Als Kragenrand werden Ränder bezeichnet, die in ihren Proportionen länger als breit sind, außen und innen eine starke Kehlung aufweisen. Häufig sind sie außerdem unterschritten. Er entsteht während des schnellen Drehens, der Rand wird nach außen umgeklappt und an die Gefäßaußenseite angedrückt<sup>141</sup>. Häufig lässt sich dieser Vorgang an der Feinstruktur des Bruches ablesen, wo sich der Rand von der Halszone besonders deutlich absetzt. Die oft klar ausgeprägte Unterkante, die durch das Abstreichen mit einem Werkzeug entsteht, wird häufig als „Dorn“ bezeichnet. Deshalb sind die Ränder vielfach als „Dornränder“ bezeichnet in der Literatur zu finden<sup>142</sup>. Die Außenseiten der Kragenränder verlaufen gerade oder konvex, seltener konkav. Als Kragenränder werden meist nur diejenigen Randfragmente angesprochen, deren Bruchkante mehr oder weniger deutlich einen Umschlag aufweisen, kragenartige Profile hingegen lassen keinen Umschlag erkennen. Dabei sind die Unterscheidungen im Einzelfall nicht ganz leicht zu treffen.

---

<sup>139</sup> Mittelstrass 1994, 140

<sup>140</sup> Losert 1993, 90.

<sup>141</sup> Guthnik 1985, 1 – 5.

<sup>142</sup> Bauer/Endres/Kerkhoff-Hader/Koch/Stephan 1987, 63.

Randfragmente Kat. Nr. 197 zeigt, dass der Umschlag auffallend tief ansetzen und bis in den Gefäßhals reichen kann.

Der echte umgeschlagene Kragenrand hatte mehrere Vorteile: zum einen bot er gegenüber einfachen, stehenden Rändern einen besseren Schutz gegen Stoßschäden. Zum anderen gestaltete sich dadurch die Handhabung mit der Herdgabel leichter, die zur Küchenausstattung gehörte. Seit dem hohen Mittelalter war die Küche ein separater Raum des Bürgerhauses. Der Herd war ein aufgemauerter Sockel, auf dem das Feuer brannte. Die hohen schlanken Töpfe mit ebenem Stand nahmen seitlich das Feuer auf und mussten mit einer Gabel hin- und weggeschoben werden.

Ränder, die nur geringfügig dicker sind als die Gefäßwandung, zeigen oft keinen Umschlag und sind vermutlich stehend aus der Masse geformt worden. Sie werden dann als „kragenartig“ bezeichnet. Trotzdem zählen auch sie zu den Kragenrändern. Unabhängig davon, ob es sich um „echte“, also umgeschlagene, oder um „unechte“, aus der Masse geformte kragenartige Ränder handelt, lassen sich mit nur geringen zeitlichen oder regionalen Präferenzen vor allem drei- oder mehrfach profilierte Ränder beobachten, d.h. ein dreifach profilierter Rand zeigt zwei parallele Rillen. Erste Kragenränder sind in Oberfranken in den zwischen 1185 und 1240 datierten Schichten des Bamberger Domes gefunden worden<sup>143</sup>. Als Vorgänger gelten schmale Varianten, die in Oberfranken seit dem Beginn des 12. Jahrhunderts nachzuweisen sind, wie beispielsweise vom bereits erwähnten Lußberg bei Baunach<sup>144</sup> oder vom oberpfälzischen Burgstall Warberg<sup>145</sup>. Das bereits zitierte Münzschatzgefäß aus Bamberg enthielt Münzen aus der Zeit von 1238 bis 1258 und datiert den schmalen Kragenrand in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts<sup>146</sup>. Ein weiteres, formal vergleichbares Münzschatzgefäß, dessen jüngste Münzen in das dritte Viertel des 13. Jahrhunderts gehören, stammt aus Halle an der Saale<sup>147</sup>. An das Ende des 13. Jahrhunderts datiert V. Kaufmann wenige verdickte Ränder mit nach innen weisender Randleiste und gekehlttem Randabschluss, die als Vorläufer der Kragenränder anzusprechen sind<sup>148</sup>. Schmale und breite kragenrandartige Randformen sind auch hier nur noch an auf der schnelllaufenden Drehscheibe hergestellten Gefäßen zu beobachten. Um 1400 datieren Gefäßfragmente mit

---

<sup>143</sup> Losert 1993, 111.

<sup>144</sup> Losert 1993, 48.

<sup>145</sup> Kaufmann 1999, 47 und Abb. 22.

<sup>146</sup> Losert 1993, 48.

<sup>147</sup> Lobbedey 1968, 107, Tafel 39.

<sup>148</sup> Kaufmann 1999, 48.



gedrungenen Kragenrändern, aber auch mit schlanken, hohen Ausformungen von der Burgruine Neuhaus im Selber Forst<sup>149</sup>. Sollte es sich wirklich um einen geschlossenen Fund handeln, so zeigt dies einmal mehr das zeitliche Nebeneinander von verschiedenen Kragenrandvarianten.

Aus Ostbayern, vom Burgstall am Hohen Bogen, der 1198 verlassen wurde, stammen schmale unterschrittene Leistenränder, die teilweise nach innen geneigt sind, aber auch senkrecht stehend oder nach außen verlaufend<sup>150</sup>. Nach H. Dannheimer zeigen auch die Funde aus Regensburg im 13. Jahrhundert den Übergang zu den breiten Kragenrändern, was freilich A. Tillmann anhand der Befunde der Latrine in Eichstätt mit dem Dendrodatum 1282 nur bedingt bestätigen konnte<sup>151</sup>. Ein formal einheitlicher Fundkomplex aus Deggendorf, der auf die Entwicklungsstufe der schmalen Kragenränder folgt, ist nicht eindeutig datiert<sup>152</sup>. Der Kragenrand wird bis in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts und teilweise darüber hinaus bis in das 19. Jahrhundert die Standardmündung bleiben. Das älteste Münzschatzgefäß mit einem breiten Kragenrand kam um die Mitte des 14. Jahrhunderts in den Boden und wurde in Sinbronn bei Dinkelsbühl gefunden<sup>153</sup>. In diese Zeit gehören auch die frühesten Kragenränder von mittlerer Breite aus der Dionysiuskirche in Esslingen. Allerdings sind auch weiterhin einfache, schmale Ränder an Gefäßen zu beobachten, wie die Funde des 13. bis 15. Jahrhunderts aus der Töpferei in Musberg zeigen.

Auch die im vorliegenden Tafelteil gezeigten Ränder belegen einmal mehr den Variantenreichtum der Kragenränder. Sie lassen sich in gedrungene und in hohe schlanke Ausformungen gliedern. Zu den schmalen leistenartigen Rändern zählen z.B. Kat.-Nr. 111 – 121. Die Ränder der Töpfe aus Strullendorf sind zumeist mehrfach profiliert, verdickt und etwas gedrückt, während die Ränder des Töpfereiabfalles von Bamberg – Altes Krankenhaus die gekonnten späten Ausformungen erhielten, die auch in Scheßlitz zu finden ist.

Das vielfältige Aussehen von Kragenrändern zeigt einmal mehr der Töpfereiabfall aus Schwäbisch Hall<sup>154</sup>. Die typischen langgezogenen Ränder datieren um 1470. Die einfache Kehlung ist in Oberfranken um diese Zeit weit weniger häufig vertreten, hier dominieren Ränder mit einfacher oder mehrfacher Profilierung. Am häufigsten ist in

---

<sup>149</sup> Singer 1971, 275 – 278.

<sup>150</sup> Dannheimer 1973, 51, Tafel 16 – 20.

<sup>151</sup> Tillmann 1992, 89 – 99.

<sup>152</sup> Dannheimer 1972, Tafel 27 – 29.

<sup>153</sup> Herramhof u.a. 1988, 413, 417, Abb. 228,9.

<sup>154</sup> Gross 1994, 449 – 464.

Oberfranken der dreifach profilierte Kragenrand zu beobachten. Er ist gleichmäßig geformt, zeigt einen mittigen Wulst, ist unten abgestrichen und mehr oder weniger scharf unterschnitten. Die Mündung ist nach außen geneigt und innen gekehlt, um dem Deckel Halt zu geben. Der Rand kann auch ziemlich flach verlaufen und ist dann zumeist aber nicht umgeschlagen, sondern aus der hochgezogenen Masse geformt (Kat.-Nr. 206).

Eine Aufgliederung der Ränder nach Winkel und Unterschneidungen scheint mir nicht sinnvoll. Unterschneidungen entstehen durch das Formholz, das in einem bestimmten Winkel an die Gefäßmündung angesetzt wird. Damit ist die endgültige Randform als Zufallsbildung zu sehen. Darüberhinaus darf die Fertigungsroutine eines geübten Töpfers nicht außer acht gelassen werden<sup>155</sup>.

T. Mittelstraß bezeichnet Ränder, die oben wulstig verdickt sind, als Kolbenränder<sup>156</sup>. Diese lassen sich sowohl in Murnau als auch im westlichen Oberfranken an Töpfen mit großen Durchmessern erkennen (Kat.-Nr. 243 – 256, 392). Entstanden sind diese Derivate aus dem dreifach profilierten Kragenrand. Wegen der Stabilität hat man schließlich auf die hohen, auslaufenden Ränder verzichtet und ersetzte sie durch massivere Mündungen. Sie biegen weder aus noch ist ein Deckelfalz nötig, da die Gefäße wohl mit Deckeln aus Holz oder anderen organischen Materialien verschlossen wurden. Wichtig war mit Sicherheit die Standfestigkeit der großvolumigen Gefäße. Als einziges Kragenrandrudiment zeichnet sich ein mehr oder weniger feiner, umlaufender Grat auf dem Gefäßhals ab. Diese Kragenrandderivate gibt es auch eckig ausgebildet. Das wird an den niedrigeren Töpfen deutlich. Sie verändern allmählich ihr Aussehen und verbreitern sich zu Fahnen, wobei die Gefäßform flacher wird und sich zu Schüsseln ausbildet. Auch an diesen Kragenrandderivaten ist häufig ein Umschlag zu erkennen.

Es bleibt festzuhalten, dass sich die Kragenränder in Franken und im angrenzenden Schwaben im Verlauf der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts allmählich voll entwickeln. In der zweiten Jahrhunderthälfte spielen sie in vielen Gebieten bereits eine vorherrschende Rolle. Ausgesprochen breite Kragenränder mit aufwendiger Profilierung sind im 15. Jahrhundert in ganz Franken gängig und sind noch bis weit im 16. Jahrhundert eine übliche, offenbar auch bewährte Erscheinung<sup>157</sup>.

---

<sup>155</sup> Hauser 1984, 134.

<sup>156</sup> Mittelstraß 1994, 157, Tafel 39.

<sup>157</sup> Lobbedey 1972, 189.

## 6.2 Böden

Das bearbeitete Fundmaterial zeigt verschiedene Möglichkeiten, das Gefäß vom Scheibenkopf zu lösen. Im Fundmaterial sind drei unterschiedliche Bodenformen zu finden.

Die meisten Böden sind entweder eben oder zur Mitte hin leicht aufgewölbt und weisen schlaufenförmige, parallele und gebogene Abschneidespuren auf. Sie wurden mit einer Schnur oder einem Draht von der Unterlage getrennt. Andere Böden sind glatt und lassen keine genauen Aussagen zum Abtrennungsvorgang zu. Möglicherweise wurden sie nachträglich geglättet oder verstrichen. B. Scholkmann zufolge sind Gefäßböden mit rauher Unterseite auf Scheiben hergestellt worden, die man vorher mit Sand oder Asche bestreut hatte<sup>158</sup>. Das Entstehen der glatten Böden beschreibt T. Mittelstrass irrig als Folge des Abhebens der geformten Gefäße von der stehenden Scheibe<sup>159</sup>.

Die beiden Kacheln Kat.-Nr. 389 und 390 weisen Böden mit Quellrändern auf – also Gefäßböden mit dem Abdruck einer Zwischenscheibe. Hier werden die unterschiedlichen Werkstattgewohnheiten deutlich, wie die zweifellos freigedrehten Gefäße etwa aus Regensburg – Prebrunn erkennen lassen; dort zeigen fast alle Gefäße die Spuren einer Zwischenscheibe<sup>160</sup>. Das Ablösen des Gefäßes von der Drehscheibe mit einem Draht o.ä. wird in Prebrunn um die Mitte des 15. Jahrhunderts üblich. Auch in Oberfranken hat sich diese Technik erst allmählich im Laufe des 15. Jahrhunderts in den Werkstätten durchgesetzt, in manchen Werkstätten sind sie länger benutzt worden. Für das Pustertal sind sie bis in das 20. Jahrhundert belegt<sup>161</sup>. Ein hoher Anteil von Böden mit dem Abdruck einer Zwischenscheibe ist unter den Funden von Forchheim – St. Martin-Straße festzustellen, während im mittleren und nördlichen Baden-Württemberg die Gefäße zu dieser Zeit bereits mittels Draht von der rasch rotierenden Scheibe geschnitten wurden<sup>162</sup>.

Unter den Gefäßen aus Strullendorf befinden sich zwei Böden (Kat.-Nr. 41 und 44) mit erhabene Bodenmarken in Form eines einfachen kleinen Kreuzes. Nach U.

---

<sup>158</sup> Scholkmann 1978, 61 – 62.

<sup>159</sup> Mittelstrass 1994, 124.

<sup>160</sup> Endres/Loers 1981, 51.

<sup>161</sup> In der Hafnerei Höfer-Troger-Steger in Abfaltersbach/Osttirol, fanden sich bei der Inventarisierung eine große Anzahl Zwischenscheiben. Frdl. Auskunft Harald Stadler, Innsbruck.

<sup>162</sup> Mittelstrass 1994, 156.

Lobbedey treten diese im Hochmittelalter üblichen Zeichen spätestens im 14. Jahrhundert auf<sup>163</sup>.

Obgleich es sich bei der Verfüllung aus dem Kipfendorfer Brennofen um Drehscheibenware der 2. Hälfte des 13. bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts handelt, wurden auf hier auf den Gefäßböden sieben verschiedene Marken gefunden<sup>164</sup>. K. Dietel bildet für das nördliche Fichtelgebirge 20 verschiedene Kreuzsymbole ab<sup>165</sup>, ebenso finden sich solche bei H. Losert<sup>166</sup>. Die Deutung der Markierungen ist nicht geklärt und gibt Anlass zu vielen Spekulationen. Vermutlich handelte es sich jedoch um einfache Zählmarken.

### 6.3 Angarnierungen und Dekore

Als angarnierte Handhaben finden sich ausschließlich Bandhenkel. An hohen Töpfen sind sie selten zu beobachten, an niedrigen Töpfen, bauchigen Flaschen, Krügen und Kannen erscheinen sie jedoch regelmäßig und sind unabdingbar für ihre Handhabung. Sie sind entweder rand-, unterrands- oder schulterständig. In wenigen Fällen sind sie mit seitlichen Fingerdellen versehen (Kat.-Nr. 286, 289). Der Henkelansatz des Schaftleuchters (Kat.-Nr. 181) läuft in mehreren flachen Fingerdellen aus.

Die Dekore lassen sich folgendermaßen unterteilen:

#### 1. Mehrzeilige Furchenbänder und Rippen

Diese bilden ab der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die bevorzugte Verzierung auf den Gefäßen. Vor allem betonte man damit die Schulterzonen der hohen Töpfe mit breiten Kragenrändern (z.B. Kat.-Nr. 29, 89, 190, 455, 458, 459). Daneben gibt es auch schmale Rippen zur plastischen Gliederung der Gefäßoberfläche. Diese Rippen sind im Hals-, Schulter- und Bauchbereich angebracht (z.B. Kat.-Nr. 2, 3, 5, 63) sowie häufig mit einem mehrzeiligem Furchenband kombiniert (z.B. Kat.-Nr. 1, 5, 9). Die Furchenbandtechnik läuft bei den glasierten Gefäßen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts aus (Kat.-Nr. 477) und wird in manchen Regionen von

---

<sup>163</sup> Lobbedey 1968, 60.

<sup>164</sup> Feger 1989, 34.

<sup>165</sup> Dietel 1977/78, 114 – 129.

<sup>166</sup> Losert 1993, 50.

Engobemalstreifen auf der Gefäßschulter abgelöst<sup>167</sup>. Letztere sind in Ansbach bereits seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bekannt<sup>168</sup>.

## 2. Ritzlinien

Auf den Kipfendorfer Gefäßen sind großzügig gezogene wellenförmige Ritzlinien auf Gefäßwandung oder Henkeln ein häufiges Dekorelement<sup>169</sup>. Im 15. Jahrhundert jedoch sind sie nur noch vereinzelt anzutreffen. Zwei Randfragmente tragen auf dem verdickten Kragenrand geritzte Wellenlinien (Kat.-Nr. 84 – 85). Ein weiteres Mal lassen sich auf der Gefäßschulter eines Topfes drei parallele Ritzlinien ausmachen (Kat.-Nr. 111). Aus Bamberg-Theatergassen stammt das innen grün glasierte Töpfchen (Kat. Nr. 478) mit gedrunenem Rand und darauf eingeritzter Wellenlinie.

## 3. Rollrädchen

Rollrädchendekore sind nur auf der Keramik von Strullendorf zu beobachten. Die Töpfe Kat.-Nr. 1, 6, 31, 38, 40 und 45 zeigen herausgeformte Grate mit aufgebrachtem Rollrädchenekor auf Gefäßhals, -schulter oder -bauch, bei Kat.-Nr. 1 und 40 in Verbindung mit einem mehrzeiligen Furchenband. Das Randfragment Kat.-Nr. 7 ist auf dem dreigliederten Kragenrand mit zwei parallelen Rollrädchenzeilen verziert, ebenso der Mündungsbereich des Krug- oder Kannenfragmentes Kat.-Nr. 45.

Rollrädchendekore gibt es mehrfach auf spätmittelalterlicher Ware in Oberfranken, wie z. B. in Kronach<sup>170</sup>. Sie scheinen sich zeitlich auf die Zeit bis um 1400 zu beschränken. Geradezu typisch erscheint der Rollrädchenekor auf den Gefäßen von Kipfendorf mit seiner Datierung ab der zweiten Hälfte des 13. bis in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. Die bauchigen Töpfe mit Kragenrand sind auf Schulter und Bauch mit umlaufenden herausgeformten Graten und häufig mehreren schmalen Rollrädchenzeilen verziert<sup>171</sup>. Ebenso dekorierte man auch den Standardtopf auf dem Lußberg häufig mit dem Rollrädchen<sup>172</sup>. Ähnlich dekorierte Gefäße sind auch aus Thüringen bekannt<sup>173</sup>.

---

<sup>167</sup> Braunreuther 1995, 27.

<sup>168</sup> Hauser 1984, 114.

<sup>169</sup> Feger 1989, Tafel 40, 41, 46.

<sup>170</sup> Losert 1994, Abb. 5, 1-5.

<sup>171</sup> Feger 1989, z.B. Tafel 29, Tafel 49.

<sup>172</sup> Jakob 1985, 186.

<sup>173</sup> Lappe/Römhild 1990.

## 6.4 Bemalte Ware

Während des hohen Mittelalters verbreitete sich in Westdeutschland, Frankreich und England eine qualitätvolle Keramik mit weißem bis gelblichem Scherben und rotbraunem Pinseldekor. U. Lobbedey vermutete den Ursprung dieser bemalten Ware in Ostfrankreich<sup>174</sup>. Am bekanntesten ist die sog. Pingsdorfer Ware aus dem Vorgebirgsraum zwischen Köln und Bonn am Niederrhein<sup>175</sup>. Die nach diesem Fundort benannte Pingsdorfer Ware löste dort die seit dem späten 9. Jahrhundert teilweise bereits rotbemalte Rollstempelkeramik Badorfer Art ab und erreichte ihren Höhepunkt im 11. – 12. Jahrhundert, bis sie im 12. Jahrhundert vom rheinischen Steinzeug verdrängt wurde<sup>176</sup>.

Bis ins 8. Jahrhundert und damit weiter zurück reicht die rotbemalte Elsässer Ware mit ihrem äußerst feinen Scherben als spezielle Ausprägung der von U. Lobbedey bezeichneten älteren gelbtonigen Ware<sup>177</sup>. Vereinzelt sind Elsässer Gefäße mit Engobebemalung auch in Süddeutschland gefunden worden<sup>178</sup>.

Die echte Pingsdorfer Keramik wurde auf ihren sandpapierrauen Oberflächen recht wahllos mit wellen- und kommaförmigen Mustern bemalt. Obgleich von unterschiedlichem Aussehen, übernahm man den Begriff für keramische Funde mit roter Bemalung wegen des Vorbildcharakters der Pingsdorfer Ware. „Pingsdorfer Ware“ wurde – zeitlich versetzt – an vielen Orten nachgeahmt, und regte auch zum flächigen Dekorieren mit eigenen Mustern an<sup>179</sup>.

So stellten Töpfereien in Südhessen Keramik her, die als Pingsdorf-Imitation zu werten ist<sup>180</sup>. Knapp an der bayerischen Grenze, in Seligenstadt am Main, konnte K. Nahrgang in den 50er Jahren die Reste eines Töpferofens mit rotbemalter Ware dokumentieren, die in das 11. – 12. Jahrhundert datieren<sup>181</sup>. Der Dekor ist der Pingsdorfer Ware vergleichbar: Bei der Bemalung konzentrierte man sich nicht auf ein einzelnes Motiv. Vielmehr kam es auf die Flächenwirkung an, so dass flächige Tupfenfelder, Serien von Schleifenketten, Strichgruppen und Kreuzschraffuren die Gefäße bedecken.

---

<sup>174</sup> Lobbedey 1968, 76f.

<sup>175</sup> Böhner 1956, 372ff.

<sup>176</sup> Henning 1981, 43.

<sup>177</sup> Lobbedey 1968, 80.

<sup>178</sup> Gross 1992, 102 – 104.

<sup>179</sup> Haarberg 1974, 166 – 181.

<sup>180</sup> Gross 1991, 77.

<sup>181</sup> Nahrgang 1957, 73 – 77.

Wenngleich die Pingsdorfer Ware im 12. Jahrhundert durch das fast dichtgesinterte Protosteinzeug abgelöst wurde und sich die Formen im Laufe des beginnenden Spätmittelalters veränderten, stehen doch die bemalten Feinwaren vermutlich in der Tradition der weit verbreiteten Pingsdorf-Imitationen<sup>182</sup>.

Nördlich der Donau kennzeichnet man die bemalte Feinware mit dem Eponym „Pollenfelder Ware“. In Pollenfeld nördlich von Eichstätt wurde in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts bei Bauarbeiten eine Grube mit Werkstattbruch entdeckt<sup>183</sup> und geborgen. Typisch ist der helle, gelbliche Scherben und die reiche rotbraune Engobebemalung<sup>184</sup>. Für die Datierung ist ein Fundkomplex mit Pollenfelder Ware aus dem Eichstätter Dom wichtig. Aus der Auffüllschicht der Ostkrypta stammt entsprechende Ware, für die das Jahr 1349 den historisch belegten terminus ante quem bildet<sup>185</sup>. Der Fundkomplex der Winkelmannschen Grabung kann in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts eingeordnet werden<sup>186</sup>.

Für Südwestdeutschland und die angrenzenden Gebiete hat U. Gross das Erscheinungsbild und die Verbreitung der bemalten Keramik bearbeitet<sup>187</sup>, die ab dem Hochmittelalter auch im gesamten fränkischen Raum zu finden ist<sup>188</sup>. Bereits 1956 konnte G. Neumann anhand von Coburger und Kipfendorfer Funden konstatieren, dass bemalte Ware in Franken nicht selten zu sein scheint<sup>189</sup>.

Undatierte Lesefunde, die sich in das Spätmittelalter einordnen lassen, stammen von der um 1190 erstmals erwähnten Burgruine Rotenhan, Gem. Ebern, im Ldkr. Hassberge und vom Lußberg bei Baunach (Abb. 3). Eine zusammenfassende Arbeit zu oberfränkischer bemalter Ware steht noch aus.

In das 13. Jahrhundert datieren zwei Wandfragmente mit spiralig gemaltem Dekor aus dem Burgstall Rehau, Ldkr. Hof, im Fichtelgebirge<sup>190</sup>. Funde des 14. – 15. Jahrhunderts stammen aus Kloster Banz<sup>191</sup>, Burgthann<sup>192</sup>, Haßfurt<sup>193</sup>, Bamberg<sup>194</sup> und aus der Coburger Altstadt<sup>195</sup>.

---

<sup>182</sup> Zápotocký 1979, Taf. 21 – 31.

<sup>183</sup> Winkelmann 1914, 56f.

<sup>184</sup> Blenk 1989.

<sup>185</sup> Blenk 1992, 123 – 126.

<sup>186</sup> Reichmeyer 1986, 88 – 103.

<sup>187</sup> Gross 1991.

<sup>188</sup> Losert 1993, 36-37.

<sup>189</sup> Neumann 1956, 27.

<sup>190</sup> Dietel 1974, 85f.

<sup>191</sup> Feger 1989, Tafel 66.

<sup>192</sup> Steeger 1992, Tafel 35.

<sup>193</sup> Herrmann 1995, Tafel 23.

<sup>194</sup> Geschichte aus Gruben und Scherben 1993, 238 und 240 – 241.

<sup>195</sup> Neumann 1956, Tafel 7.

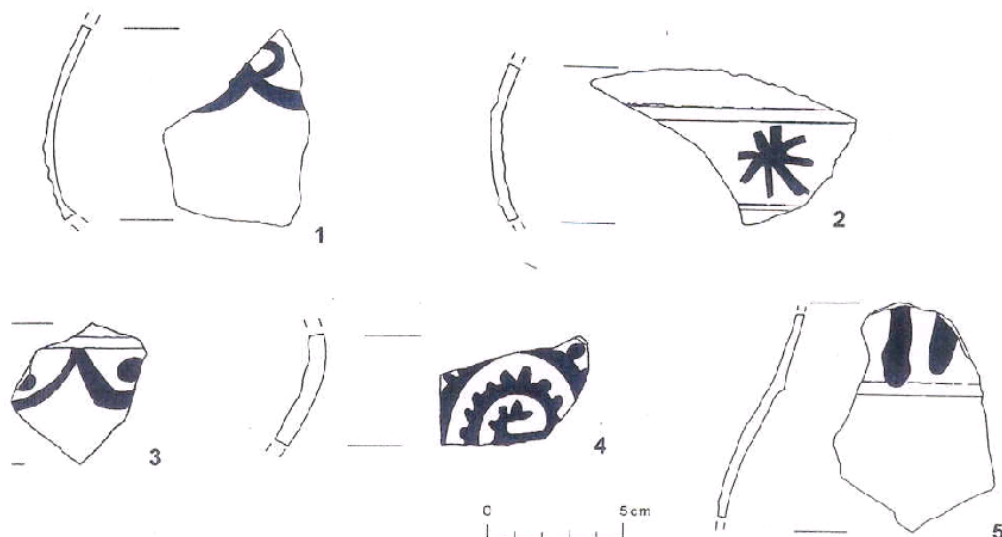


Abb. 3: Burgruine Rotenhan, Lkr. Ebern. Bemalte Wandfragmente, Lesefunde. (Privatbesitz)

Wurde die Ware zunächst wohl importiert, ist spätestens ab dem 13. Jahrhundert mit einer eigenen regionalen Produktion oxidierend gebrannter, heller Irdenware mit Bemalung in Oberfranken zu rechnen. Im benachbarten Thüringen nimmt die Fundhäufigkeit offenbar ab<sup>196</sup>. Für Sachsen und Böhmen trifft dies sicher nicht zu, wie die Fülle der Funde beweist<sup>197</sup>, wenngleich die Produktion dort vergleichsweise spät, nämlich erst im 13. Jahrhundert, einsetzt<sup>198</sup>. In Kipfendorf bei Coburg befand sich im Ofenabwurf ein großer Anteil an rotbraun bemalter Irdenware<sup>199</sup>. Die Muster aus Spiralen, Streifengruppen und Wellenlinien datieren den Ofen in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts. Bereits 1921 veröffentlichte R. Brückner seine Befunde, die jedoch lange Zeit kaum beachtet wurden. G. Neumann konnte Jahrzehnte später Funde aus der Coburger Rosengasse an die Kipfendorfer Erzeugnisse anschließen<sup>200</sup>.

Zeitgleich ist ein weiterer, oft zitierter Produktionsort u.a. auch von feinem Geschirr mit mehreren Töpfereiwerkstätten und Wohnhäusern auf dem Lußberg bei Baunach belegt. Hier wurde zwischen 1208 und 1308, in der Zeit der Grafen von Truhendingen, oder auch bis 1396, bis zum Verkauf der Truhendinger Besitzungen mit der Burg Stufenburg an das Hochstift Bamberg, Töpferei betrieben. Erwähnt wird auch ein Tonabbau<sup>201</sup>. Nach dem Wüstfallen dieser Töpferei wurde der Betrieb dann

<sup>196</sup> Lappe/Römhild 1990, 256.

<sup>197</sup> Mechelk 1975, 271ff. – Reichertova 1956, 171ff. – Reichertova 1962, 75 ff.

<sup>198</sup> Zápotocký 1978, 234.

<sup>199</sup> Brückner 1921, 27 – 28.

<sup>200</sup> Neumann 1956, 26 und Tafel 7.

<sup>201</sup> Jakob 1985, 163 – 192.



im unterhalb gelegenen Ort Priegendorf weitergeführt<sup>202</sup>. Die Lußberger Töpferei stand in Konkurrenz zu den Töpfern von Strullendorf, die als Zins im Jahre 1348 1000 Schüsseln an die Hofkammer lieferten. Auf dem Lußberg finden sich Werkstattbruch und die Reste von Brennöfen. Die Lesefunde beinhalten blaugraue, weißliche und rötlich hart gebrannte Ware, daneben auch Fragmente mit feingemagertem Scherben und der auffallenden, pseudo-pingsdorfartigen Bemalung in Kringel- und Gitterzier.

Eine Besonderheit von beiden oberfränkischen Fundstellen bilden die Fragmente von Brettspielen. Aus Kipfendorf ist das kleine Bruchstück einer Keramikplatte erhalten, auf der beidseitig mit flachen Rillen Spielfelder markiert sind<sup>203</sup>. Etwas aufwendiger ist das keramische Spielbrett vom Lußberg gestaltet, das H. Jakob in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts datiert<sup>204</sup>.

Die technischen Merkmale der spätmittelalterlichen bemalten Feinware sind Herstellung auf der Töpferscheibe, teilweise mit Zwischenscheibe, oxidierender, mäßig harter Brand, gelbliche Farbe des Scherbens und sehr feine Magerung. Der Lußberger Formenschatz setzt sich von der üblichen Gebrauchsware ab. Man produzierte weniger Kochtöpfe, sondern eher Krüge und Kannen.

Die Lußberger Erzeugnisse lassen sich mit den bemalten Gefäßen aus der ehemaligen Coburger Probstei vergleichen. Neben vielen kleineren, kaum bestimmten Gefäßtypen zuweisbaren Fragmenten zählt die Kanne mit der Vierpassmündung und dem Siebeinsatz (Kat.-Nr. 399) zur feinen Ware mit Bemalung. Sie ist im Schulterbereich mit unregelmäßigen spiraligen Bögen verziert. Analoge Spiraldekore sind aus u.a. Kloster Banz<sup>205</sup> und Kipfendorf<sup>206</sup> bekannt und zeigen deutliche Bezüge ins benachbarte Thüringen<sup>207</sup>.

Als Besonderheit stellt sich der in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts zu datierende Krug Kat.-Nr. 382 dar mit seinem fast zu Steinzeug überbrannten Scherben, der teilweise gesinterten Gefäßoberfläche und dem großflächig gemalten spiraligen Dekor. Auch fällt die ausgewogene, harmonisch gebauchte Form mit der schmalen Randleiste auf. Ein vergleichbares Objekt gibt es unter den Funden der 1450 völlig

---

<sup>202</sup> Jakob 1990, 169.

<sup>203</sup> Feger 1989, Tafel 31,5.

<sup>204</sup> Jakob 1969.

<sup>205</sup> Feger 1989, Tafel 66.

<sup>206</sup> Feger 1989, Tafel 45.

<sup>207</sup> Lappe/Römhild 1990, 251 – 258, Abb. 3 und 4.

zerstörten, dann aber im 15. Jahrhundert wieder besiedelten Burg Camberg an der Saale im Landkreis Jena<sup>208</sup>.

Im Coburger Fundmaterial finden sich noch viele weitere Wandfragmente der gleichen Machart (Kat.-Nr. 383 – 385). Vielleicht gehören sie ebenfalls zu einem oder zu mehreren Schenkgefäßen. Die Oberflächen sind mit eisenhaltiger Engobe bemalt und steinzeugartig hart gebrannt, wenngleich der Scherben noch porös ist. Mit großzügigem, breiten Pinselstrich bemalte Gefäße in Verbindung mit steinzeugartig gebranntem Scherben sind im Arbeitsgebiet bislang nur aus Coburg überliefert (Abb. 4). Ein vergleichbares Einzelstück stammt aus Scheßlitz (Kat.-Nr. 435), das jedoch nicht ganz so hoch gebrannt wurde.



*Abb. 4: Coburg-Probstei. Bemalte Wandfragmente mit Brennhaut und Aschenanflug.*

Einfach bemalte Gefäße mit rötlicher oder brauner Engobe waren zunächst im oberfränkischen Raum für lange Zeit kaum bekannt<sup>209</sup>, lassen sich aber auf spätmittelalterlicher Ware häufig entdecken. Es sind vor allem schmale rötliche oder braunrote Malstreifen (Kat.-Nr. 472, 473) im Halsbereich, die vor allem im 16.

<sup>208</sup> Neumann 1969, 404 – 418, Abb. 3.

<sup>209</sup> Losert 1994, 70 und Tafel 6.

Jahrhundert zum üblichen Dekor werden<sup>210</sup>. Auf der Innenseite vertropfte Engobe erkennt man an drei Töpfen von Bamberg – Altes Krankenhaus (Kat.-Nr. 356 – 358) sowie an dem Fragment aus Scheßlitz Kat.-Nr. 422.

Neben rotbemalter Ware gibt es vereinzelt auch Fragmente mit weißer Bemalung. Aus dem Untersuchungsgebiet ist bislang nur ein einziges Exemplar belegt. Es handelt sich um einen Hohldeckel, der eine Bemalung aus weißbrennender Engobe aufwies und reduzierend gebrannt wurde<sup>211</sup>.

---

<sup>210</sup> Geschichte aus Gruben und Scherben 1993, Tafel 28.

<sup>211</sup> Geschichte aus Gruben und Scherben 1993, Tafel 31.

## 7. Formale und funktionale Gliederung

Die dominierende Gefäßform des Mittelalters stellt der hohe, schlanke Topf dar, der ab der Mitte des 13. Jahrhunderts seine Formausprägung weitgehend erreicht hatte. Allerdings ist er zunächst noch gedrungen. Im Lauf des 15. Jahrhunderts, mit zunehmender Drehgeschwindigkeit, rückt die maximale Weite von der Gefäßmitte weiter nach oben, die Schulter wird stärker betont und das nach unten einziehende untere Gefäßteil wird zunehmend geradwandig. Die gekehlten Randleisten werden breiter und als Verzierung formt sich ein scharfkantiges, breites, tiefes Furchenband heraus<sup>212</sup>. Als großvolumige Gefäße sind vor allem Henkelflaschen in Gebrauch, während Krüge und Kannen vergleichsweise gering vertreten sind. Flache Gefäßformen finden sich kaum, allenfalls sind konische Henkeltöpfe, häufig auch als Schüsseln bezeichnet<sup>213</sup>, anzutreffen. Deckel treten mit ihren konischen bis leicht gewölbten Formen recht einheitlich auf. Zu den Sonderformen zählen Lämpchen und Leuchter, ein Sauggefäß und ein kleines gemodeltes Figürchen.

An Ofenkacheln finden sich die im Fundmaterial massenhaft belegten Schüsselkacheln. Als typisch für das Spätmittelalter gilt in Oberfranken und in den angrenzenden Gebieten die flache Schüsselkachel mit dem nach innen verdickten Rand und den vierzipflig ausgezogenen Ecken.

### 7.1 Gefäßkeramik

Die Keramik von den sechs Fundorten fällt durch ihre ausgesprochene Uniformität in der Machart und durch ihre Einschränkung auf wesentliche Grundformen auf. Der auf wenige Grundformen reduzierte Formenschatz deckt den Haushaltsbedarf ab, Sonderformen oder ausgesprochenes Tischgeschirr finden sich nur in Einzelfällen. Darüber hinaus gibt es Krüge bzw. Kannen, Flaschen mit engem, zylindrischen Hals, flache Deckel und Schüsselkacheln in großer Zahl.

---

<sup>212</sup> Hauser 1984, 198.

<sup>213</sup> Frieser 1999, 39.

### 7.1.1 Hoher Topf

Angeführt wird der Formenbestand vom hohen, henkellosen Topf. Es handelt sich bei diesen Gefäßen zum überwiegenden Teil um Kochtöpfe.

Die ältere Topfform, wie sie in Kipfendorf angetroffen wird, ist gedrungen und verfügt als Mündung über die ältere Ausformung des Kragenrandes mit einfachem, konkaven Profil und im Verhältnis dazu über einen großen Mündungsdurchmesser. Bereits das Strullendorfer Formenschema weist eine Tendenz zu deutlich schlankerem und höherer Gestaltung auf (Tafel 1). Die Töpfe ab der Mitte des 15. Jahrhunderts besitzen in der Regel einen straffen Umriss, steile, wenig ausbiegende Ränder und eine geringe Bauchung. Kennzeichen für die Töpfe bildet der zumeist mehrfach profilierte Kragenrand von mittlerer bis großer Breite, zumeist mit einer Mittelrippe versehen und mehr oder weniger unterschritten. Unter dem Rand zieht die Halspartie ein. Die größte Ausdehnung des Gefäßkörpers liegt im oberen Drittel. Die Gefäßschulter ist mit einem breiten, mehrzeiligen Furchenband verziert. Plastische Dekore spielen kaum mehr eine Rolle, nur die Engobebemalung lässt sich je nach Werkstattgewohnheit vereinzelt beobachten.

Der schlanke, hohe Topf fand im spätmittelalterlichen Franken weite Verbreitung. In Nürnberg findet sich seine vollendete Ausformung ab dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts<sup>214</sup>. Weiter südlich soll er etwas früher aufgekommen sein. Die hohen Formen aus der Töpferei in Pollenfeld datieren in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts<sup>215</sup>. Im Südwesten sind die Brunnenfunde aus Ansbach-Neustadt mit einem terminus ante quem 1449 überliefert<sup>216</sup> und in Höfstetten datiert die Topfform in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts<sup>217</sup>. Die Formen, Größen und Proportionen sind weitgehend identisch und lassen sich im ganzen fränkischen Raum ebenso wie in den angrenzenden Gebieten beobachten. Während sie im Hochmittelalter noch stark in Größe und Proportion variieren<sup>218</sup>, verschwinden spätestens ab der Mitte des 15. Jahrhunderts die gedrungenen Töpfe. An ihre Stelle tritt der Topf in einheitlicher Form mit hohem Gefäßschwerpunkt und gestrecktem Profil. In Bamberg zeigt sich diese elegante Ausprägung im Töpfereiabfall von Bamberg – Altes Krankenhaus um 1500. Die Form Kat.-Nr. 437 kommt auch im Hilpoltsteiner Material vor. Dort ist sie mit einem Leistenrand versehen und wird in die zweite Hälfte des 16.

<sup>214</sup> Kaller 1989, 29, Tafel 2, Tafel 17.

<sup>215</sup> Reichmeyer 1985, 88 – 103.

<sup>216</sup> Gumpert 1939, 61 – 102, insbes. Abb. 3 – 6.

<sup>217</sup> Endres 1987, 144.

<sup>218</sup> Losert 1993, 70f.

Jahrhunderts datiert<sup>219</sup>. So wird einmal mehr deutlich, dass diese Gefäßgestaltung eine lange Laufzeit besaß.

Wie das Fundspektrum vom Bamberger Domberg zeigt, werden die frühneuzeitlichen glasierten Töpfe zum Ende des 16. Jahrhunderts wieder gedrungener und haben regelhaft einen randständigen Bandhenkel<sup>220</sup>. Der Hals ist weniger stark eingezogen, auch der Rand verändert sein Aussehen und erhält eine massivere Ausformung<sup>221</sup>.

Eine Reihe von Töpfen ist außerordentlich voluminös gestaltet (Taf. 23, 258 – 261), an einem Topf (Kat.-Nr. 259) hat man die Gefäßwandung unterhalb des Randes nachträglich durchbohrt oder durchschlagen. Diese Gefäße wurden sicher nicht zum Kochen benutzt. Es dürfte sich vielmehr um Vorratstöpfe handeln. Sie kommen in zahlreichen Fundzusammenhängen vor und waren in vielen Regionen Bayerns bis in das 20. Jahrhundert hinein gebräuchlich. Nur der kleine Absatz unterhalb des Randes ist als typologisches Rudiment, als entscheidender Hinweis auf die Formtradition, zu werten und weist auf seine Entstehung aus dem extrem breiten, konkav profilierten Kragenrand hin.

Die konkaven Kragenränder sind extrem breit und zeigen oben einen recht aufwendigen Abschluss. Sie finden sich häufig in den spätmittelalterlichen Fundkomplexen und datieren nach G. Hauser in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts<sup>222</sup>. Töpfe mit derartigem Randabschluss kommen auch unter den Lesefunden von Burg Neuhaus a.d. Eger vor. Ihr Zerstörungsdatum von 1412 ist nur bedingt auf die Funde übertragbar; angenommen wird eine Weiterbesiedlung nach 1487<sup>223</sup>. Häufig sind diese Töpfe mit einem roten Engobemalstreifen oder einem mehrzeiligen Furchenband auf der Schulter versehen<sup>224</sup>. In Höfstetten ist die Gefäßschulter eines Topfes mit weißen Engobemalstreifen bemalt<sup>225</sup>.

---

<sup>219</sup> Platz 2000, Tafel 28 und 29.

<sup>220</sup> Geschichte aus Gruben und Scherben 1993, Tafel 28.

<sup>221</sup> Braunreuther 1995, 27.

<sup>222</sup> Hauser 1984, 131.

<sup>223</sup> Singer 1971, 257 und 275.

<sup>224</sup> Geschichte aus Gruben und Scherben 1993, Tafel 27.

<sup>225</sup> Endres 1987, S. 143, Kat.-Nr. 5

### 7.1.2 Niedriger Henkeltopf

Eine weitere Form bilden die niedrigen Henkeltöpfe, denen man in der Literatur häufig als Schüsseln<sup>226</sup> oder Henkelschüsseln begegnet (Abb. 5). Nach U. Lobbedey sind sie im hohen Mittelalter nur selten in Gebrauch<sup>227</sup>. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts nimmt ihr Anteil aber zu<sup>228</sup>. Die Gefäßform ist z.B. in Nürnberg aus der Nonnengasse<sup>229</sup> und der Irrerstraße<sup>230</sup> sowie in Bad Windsheim<sup>231</sup> belegt. Hier sind sie in der Mehrzahl bereits innen glasiert<sup>232</sup>. Typisch für die Form ist der steile, konische Wandungsverlauf und eine rundliche, leicht ausbiegende Randlippe. Unterhalb der Mündung verlaufen ein oder mehrere schmale Grate. Als Schüsseln sind sie trotz ihrer Proportion und der niedrigen Wandung nicht zu bezeichnen. Der Typus ist weit verbreitet, nicht nur in Bamberg<sup>233</sup> oder in den Fundkomplexen benachbarter Regionen<sup>234</sup>, sondern vor allem auch in Altbayern<sup>235</sup>. Wenngleich fundbedingt einem Teil der hier vorliegenden Gefäße die typischen Gebrauchsspuren fehlen, sollen sie doch den Kochgeschirren im weitesten Sinne zugerechnet werden. Denn auch hier handelt es sich um eine Form, die im wesentlichen bis in das 20. Jahrhundert in der Küche verwendet wurde.

---

<sup>226</sup> Frieser 1999, 39 und Tafel 29 – 32.

<sup>227</sup> Lobbedey 1968, 55.

<sup>228</sup> Geschichte aus Gruben und Scherben 1993, 252.

<sup>229</sup> Kaller 1989, 20.

<sup>230</sup> Frieser 1999, Tafel 29 – 32.

<sup>231</sup> Janssen 1994, 23.

<sup>232</sup> Sanke u.a 1999, 81f und Abb. 5.

<sup>233</sup> Zeune 1990, 74 - 77.

<sup>234</sup> Gumpert 1939, Abb. 5, 25 und 27.

<sup>235</sup> Altbayerische Töpfer 1990, 15.



*Abb. 5: Bamberg – Altes Krankenhaus. Niedriger Henkeltopf (Kat.-Nr. 231).*

Niedrige Henkeltöpfe sind – wie alle anderen Gefäßformen auch – gängige Typen, die nicht nur vor Ort, sondern in ganz Süddeutschland<sup>236</sup> vielfältig belegt sind. T. Mittelstrass sieht diese Geschirre, die als „Spitzhaferl“ in Altbayern bis weit in die Neuzeit üblich waren, in Zusammenhang mit dem Aufschwung der Milchwirtschaft. Auch die formal vergleichbaren flachen Henkelschüsseln in Basel werden in diesen Zusammenhang gestellt<sup>237</sup>.

W. Janssen hat vorgeschlagen, sie als Nachttöpfe anzusprechen, zumal sie auf Bildern häufig unter Krankenbetten stehen<sup>238</sup>. Auch M. Sanke weist ihnen diese Funktion aufgrund zeitgenössischer Darstellungen zu. Da ihr Fundanteil in Nürnberger Latrinen auffallend hoch ist<sup>239</sup>, scheint sich damit eine denkbare und wichtige Verwendungsvariante anzudeuten.

---

<sup>236</sup> Geschichte aus Gruben und Scherben 1993, Tafel 27.

<sup>237</sup> Helmig 1979, 317– 333.

<sup>238</sup> Janssen 1994, 22.

<sup>239</sup> Sanke 1999, 82.



### 7.1.3 Siebtopf

Ein Siebtopf (Kat.-Nr. 306, Abb. 6) liegt aus Bamberg – Altes Krankenhaus vor. Boden und Wandung wurden vor dem Brand unregelmäßig durchlocht. Es handelt sich um ein Einzelstück mit Parallelen zu den Bad Windsheimer Spitalfunden<sup>240</sup>. Siebtopfe sind auch von anderen Fundorten bekannt, z.B. aus Nürnberg<sup>241</sup>. W. Janssen sieht ihre Verwendung in der Käsezubereitung. Ein vergleichbares Objekt gibt es auch in Nürnberg – Irrerstraße<sup>242</sup>. Zu den Siebgefäßen zählt wohl auch das Bodenfragment Kat.-Nr. 430, das dem Stück vom Bamberger Domberg vergleichbar ist<sup>243</sup>.

Diesen Gefäßtyp stellt C. Frieser in Zusammenhang mit der *pfeffer pfan*. Dabei wird die breiige Nahrung durch ein Sieb getrieben, um den Pfeffer gleichmäßig zu verteilen<sup>244</sup>. In den Boden des Henkeltopfes Kat.-Nr. 89 hat man nachträglich zwei Löcher geschlagen und so vielleicht zu einem Sieb umfunktioniert. Gerätschaften zum Abseihen und Durchgießen sind verhältnismäßig selten anzutreffen; vermutlich waren sie im Spätmittelalter nicht aus Keramik, sondern aus anderen Materialien gefertigt. Zwei großen, bauchigen Doppelhenkeltöpfen der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die im bayerischen Moosburg bei Freising geborgen wurden, spricht man eine Verwendung als Krestöpfe zu<sup>245</sup>. Hier fanden sich auch steilwandige Schüsseln mit gelochtem Boden<sup>246</sup>.

---

<sup>240</sup> Janssen 1994, Tafel 39, 4 und 7.

<sup>241</sup> Kaller 1989, 18 und Taf. 13,2.

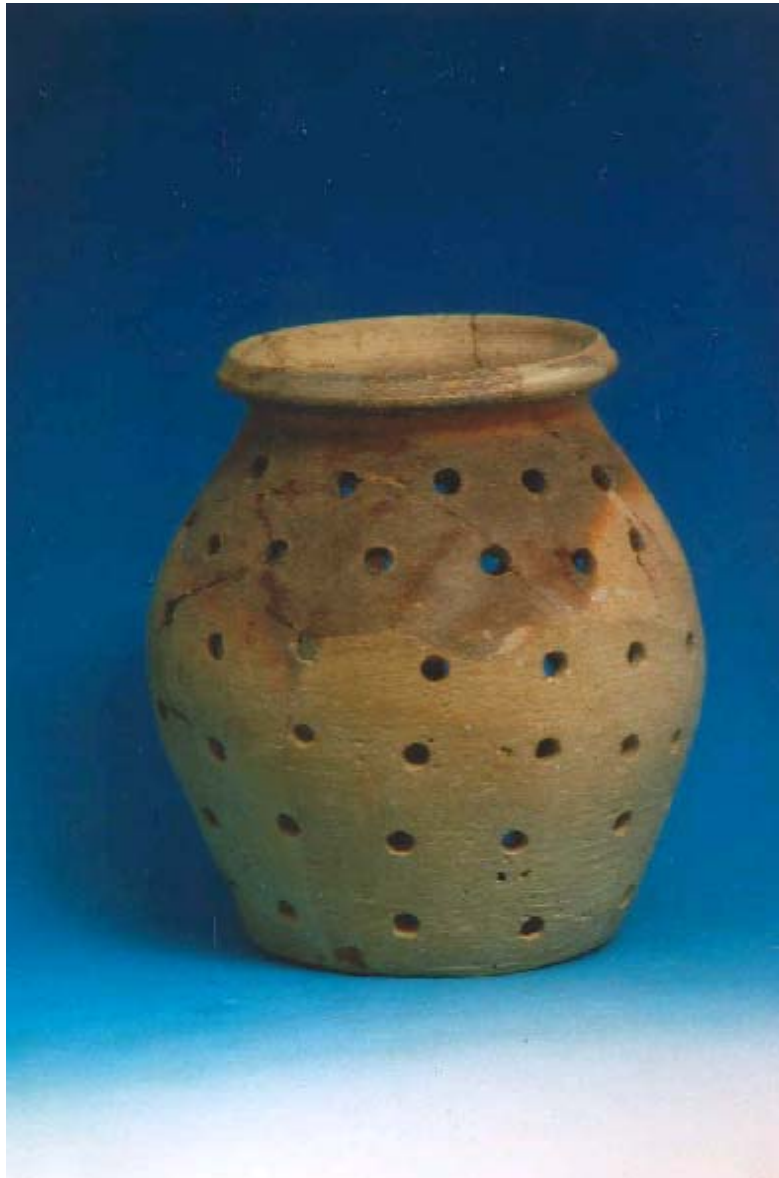
<sup>242</sup> Frieser 1999, 20 und Tafel 28.

<sup>243</sup> Geschichte aus Gruben und Scherben 1993, Tafel 27.

<sup>244</sup> Brandl nach Frieser 1999, 20.

<sup>245</sup> Altbayerische Töpfer 1990, 28, 35.

<sup>246</sup> Altbayerische Töpfer 1990, 28 und 39 – 40.



*Abb. 6: Bamberg – Altes Krankenhaus. Siebtopf (Kat.-Nr. 306).*

#### **7.1.4 Dreibeintopf**

Töpfe mit drei angarnierten Beinen sind seit dem späten 12. Jahrhundert bekannt<sup>247</sup>. Auch in Oberfranken finden sie sich vereinzelt<sup>248</sup>. Sie treten regional in unterschiedlicher Häufigkeit auf, vermehrt vor allem ab dem Ende des 15. Jahrhunderts. Die Dreibeingefäße erlaubten eine intensivere Nutzung des

---

<sup>247</sup> Lobbedey 1968, 50.

<sup>248</sup> Bauer 2000, 234, Abb. 4,2.

Herdfeuers und ein gezielteres Erwärmen der Speisen. Damit einher ging mit Sicherheit eine bessere Qualität des zubereiteten Essens.

Die Vorbilder der Dreibeingefäße sind in den gegossenen Metallgefäßen Norddeutschlands zu suchen. Diese „Grapen“ waren für viele Bevölkerungskreise wegen des hohen Materialwertes zu teuer. Als Keramikform hielt sich jedoch die Form bis in die Neuzeit.

In Bamberg sind sie ab dem 16. Jahrhundert häufig zu finden. Eine größere Anzahl hohe und flache Dreibeingefäße, ausgestattet mit Henkel oder Griffülle, befindet sich unter dem Fundgut vom Bamberger Domberg<sup>249</sup>. Töpfe mit angarnierten Beinen sind auch in Hassfurt belegt<sup>250</sup>. Sie sind dem innen grün glasierten Dreibeintöpfchen aus Coburg (Kat.-Nr. 398) durchaus vergleichbar, das einen geschwungenen Gefäßkörper aufweist. Der Boden wurde nach dem Drehen im Gegensatz zu dem Hassfurter Gefäß nicht nach außen gedrückt, sondern plan belassen. Dann garnierte man die Füßchen an, zog das untere Ende aus und schlug die Spitze in die Mulde des Beines nach oben um. Der randständige Bandhenkel ist auf den Gefäßbauch aufgesetzt und verstrichen.

Aus Hassfurt und Neunkirchen am Brand sind jüngere Dreibeingeschirre am Übergang von der geschlossenen Form zur offenen Dreibeinpfanne mit Tüllengriff aus der Zeit um 1600 überliefert<sup>251</sup>. Diese Entwicklung ist auch andernorts zu beobachten<sup>252</sup>.

### 7.1.5 Krug und Kanne

Zu den hohen geschlossenen Formen zählen Krüge und Kannen. Mit engem Hals und mehrfach profilierten stehenden Rand (Kat.-Nr. 45 und 47, 129 – 131, sowie 279 – 286) lassen sie sich gut mit den Stücken aus Nürnberg – Irererstraße vergleichen. Andere Beispiele aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammen aus der Töpferei Pollenfeld<sup>253</sup>, aus Ansbach<sup>254</sup> und vom Bamberger Domberg<sup>255</sup>.

Mit ihrem knapp unterrandständigen Henkel, der stärkeren Bauchung und der kräftig profilierten Mündung entsprechen die beiden Kannen aus Höfstetten<sup>256</sup> den

---

<sup>249</sup> Geschichte aus Gruben und Scherben 1993, Tafel 29.

<sup>250</sup> Herrmann 1995, 41, Tafel 31,12.

<sup>251</sup> Vetterling 1994, 16.

<sup>252</sup> Schneid-Horn 1991, 28.

<sup>253</sup> Reichmeyer 1985, Tafel 7 – 8.

<sup>254</sup> Gumpert 1939, Abb. 3; 3,4.

<sup>255</sup> Pescheck 1963, Abb. 8,9.

<sup>256</sup> Endres 1987, 138.

breiteren Formen wie Kat.-Nr. 273 – 278 von Bamberg – Altes Krankenhaus. Allerdings sind sie hier stark fragmentiert und lassen sich nicht anteilig auftrennen. Erkennbar ist aber auch an kleinen Fragmenten der auffällige hohe, mehrfach profilierte Rand mit dem gedrückten Ausguss, der zu Kannen gehört. Die vielen Fragmente lassen aber auf eine relativ hohe Anzahl Krüge und Kannen schließen. Die Kanne Kat.-Nr. 382 mit großflächiger Engobebemalung, einziehendem Hals und leicht gebauchter Schulter kann etwa in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts datiert werden<sup>257</sup>, ist aber noch Ende des 15. Jahrhunderts formal fast unverändert zu finden<sup>258</sup>. Vergleichbare Schenkgefäße mit roter, jedoch auf Schulter und Hals beschränkter Engobebemalung fanden sich u.a. in Bayreuth<sup>259</sup>. Eine weite Verbreitung erfuhr auch die Krugform mit vier- oder fünfpassig ausgeformter Mündung. Sie lässt sich von Coburg über Bayreuth<sup>260</sup> bis Ulm<sup>261</sup> nachweisen. Häufig ist sie mit einem Siebeinsatz versehen, der vor dem Brennen in die Mündung eingelegt und verstrichen wurde. Im vorliegenden Fundmaterial ist sie zweimal vertreten (Kat.-Nr. 399 und 464). Das Coburger Fragment ist fein gemagert und hat einen hellen Scherben. Die Gefäßschulter trägt dunkle, braunrote Engobebemalung. Das Bamberger Fundstück ist etwas gröber und entspricht dem allgemeinen Eindruck nach der etwas stärker gemagerten, üblichen Irdenware. Dieser Gefäßtyp kommt vermutlich erst nach der Mitte des 14. Jahrhunderts auf.

### 7.1.6 Henkelflasche

Die vorliegende Form der bauchigen Henkelflasche ist im süddeutschen Raum seit dem hohen Mittelalter bekannt. Vor allem im Fundmaterial aus dem Brennofen Bamberg – Altes Krankenhaus finden sich zahlreiche voluminöse Henkelflaschen (Kat.-Nr. 287 – 289). Sie sind überwiegend stark zerscherbt, doch an ihrem gekehlten Bandhenkel und der engen, annähernd zylindrischen Halszone mit herausgeformten Grat leicht zu erkennen. Der Rand ist einfach gerundet. Die Herstellung soll in mehreren Teilen erfolgt sein<sup>262</sup>, was sich jedoch am vorliegenden kleinteiligen Material nicht bestätigen ließ.

---

<sup>257</sup> Geschichte aus Gruben und Scherben 1993, Tafel 27.

<sup>258</sup> Braunreuther 1995, 34.

<sup>259</sup> Müller 1996, 43.

<sup>260</sup> Müller 1996, Tafel 34.

<sup>261</sup> Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch 1992, 339.

<sup>262</sup> Hauser 1984, 136, Abb. 7.

Solche Henkelflaschen sind ab dem 13. Jahrhundert anzutreffen<sup>263</sup> und verbreiten sich im Spätmittelalter und in der Neuzeit weit über Süddeutschland und darüber hinaus. In Oberbayern „Bludser“ genannt, ist diese Form in Österreich bis um 1900 in Verwendung<sup>264</sup> und auch in Museumsbeständen zahlreich erhalten<sup>265</sup>. Als Münzschatzgefäße sind sie ab dem 14. Jahrhundert belegt<sup>266</sup>.

Eine bekannte bildliche Darstellung einer Henkelflasche befindet sich auf einem Gemälde in der Stiftsgalerie Klosterneustift. Dabei handelt es sich um eine Interpretation der Geburt Mariens vom sog. Meister des Albrechtsaltares, deren Entstehung um 1437 angenommen wird<sup>267</sup>.

### 7.1.7 Schüssel und Schale

W. Janssen stellt anhand der Spitalfunde in Bad Windsheim fest: „Schüsseln und Teller bleiben auch um 1500 noch in Holz“<sup>268</sup>. Dies bestätigen auch die Funde oberfränkischer Herkunft. Die allgemeine Verwendung von Flachgeschirren aus Irdenware beginnt erst gegen Ende des Mittelalters. Sie sind auch später noch vornehmlich aus Holz oder Metall hergestellt worden, wie etwa der frühneuzeitliche Keramikfund von 1580/1590 vom Bamberger Domberg zeigt. Unter den Formen einer gutgefüllten Abfallgrube fanden sich nur zwei Teller mit grüner Innenglasur<sup>269</sup>. Auch unter den hier vorgestellten Funden sind nur wenige offene Gefäßformen vertreten. Ein Einzelstück bildet eine flache Schale aus Coburg (Kat.-Nr. 381). Mehrere Schüsseln sind dagegen aus Bamberg überliefert, die jedoch zahlenmäßig kaum die Bedeutung der Töpfe erreichen. Ein auffälliges Merkmal der drei konischen Schüsseln (Kat.-Nr. 270 – 272) stellt zweifellos die Lochung am Rand vor dem Brand dar. So konnte man sie nach Gebrauch zum Trocknen aufhängen. Die konische Schüsselform, allerdings mit einfach ausbiegendem Rand, ist auch in Bayreuth belegt<sup>270</sup>. Die Bamberger Schüsseln zeigen einen stark gekehlten Rand, der außen mit einem Grat deutlich abgesetzt ist. Damit sind sie in fragmentarischem Zustand schwer von den konischen Henkeltöpfen abzugrenzen.

---

<sup>263</sup> Lobbedey 1968, 53.

<sup>264</sup> Grasmann 1978, 116 – 117.

<sup>265</sup> Bauer 1980, 95 – 100.

<sup>266</sup> Steininger 1982, 165 – 172.

<sup>267</sup> Steininger, 1982, 165 – 172. – Kühnel 1980, Abb. 7.

<sup>268</sup> Janssen 1994, 18.

<sup>269</sup> Braunreuther 1995, 35 und Tafel 41.

<sup>270</sup> Müller 1996, Tafel 47.

### 7.1.8 Deckel

Keramische Deckel sind ab dem Spätmittelalter weit verbreitet. Sie wurden nicht nur auf hohe Töpfe gelegt, sondern sicher auch auf andere Gefäße wie Krüge, Kannen und flache Henkeltöpfe. In der weit überwiegenden Mehrzahl handelt es sich um leicht verzogene, konische Hohldeckel mit einem massiven, oben waagrecht abgeschnittenen Knauf. Ausgenommen davon bleibt der gewölbte Deckel Kat.-Nr. 133. Einmal ist der Deckelknauf hohl (Kat.-Nr. 474) und wie eine Gefäßmündung gerundet.

Ab dem 13. Jahrhundert sind Deckel bis zum Ende des Töpferhandwerks im 20. Jahrhundert in ihrer Gestaltung nahezu nicht verändert worden. Auch als die Gefäße überwiegend glasiert wurden, beließ man die Deckel oft unglasiert. Die Herstellung der hier vorliegenden Deckel erfolgte ausnahmslos über die Herausformung des Knaufes; anschließend wurde die konische Wandung und zum Schluss der stehende Rand mit einer kleinen Innenkehle geformt. Mit dem etwas gerundeten, spitz zulaufendem Rand gehen diese Stücke nahtlos in den neuzeitlichen Formenbestand über<sup>271</sup>. Die Form Kat.-Nr. 386 findet sich auch in dem von G. Hauser etwas zweifelhaft in die 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts datierten Material von Aub-Gollachbrücke<sup>272</sup>.

Glockenförmig geschwungene Hohldeckel mit einem Griffbügel, wie sie u.a. auf dem Bamberger Domberg gefunden wurden<sup>273</sup>, sind unter diesen Funden nicht vertreten. Ein Einzelstück ist auch der vom Domberg stammende, reduzierend gebrannte Hohldeckel mit Deckelknauf, dekoriert mit Pinseldecor aus weißbrennender Engobe<sup>274</sup>. Neben den keramischen Deckelformen dürfen auch die vielen, aus einer runden Holzscheibe bestehenden Ausführungen nicht vergessen werden, die sich nur verhältnismäßig selten erhalten haben.

---

<sup>271</sup> Beispielsweise bei Steininger 1985, Kat.-Nr. 279.

<sup>272</sup> Hauser 1984, 110.

<sup>273</sup> Geschichte aus Gruben und Scherben 1993, Tafel 31.

<sup>274</sup> Geschichte aus Gruben und Scherben 1993, Tafel 31, K 230.

## 7.2 Sonderformen

Gegenüber den großen Mengen funktionaler Ware des täglichen Gebrauches ist das Fundaufkommen an Sonderformen vergleichsweise gering.

### 7.2.1 Keramisches Püppchen

Kleine keramische Figürchen finden sich in zahlreichen Ausgrabungen<sup>275</sup>, museal blieben sie nur vereinzelt erhalten. Um so bedeutender sind die archäologischen Funde, die vor allem in Süddeutschland in den letzten Jahren zutage gefördert wurden<sup>276</sup>. Sie zeigen, wie beliebt diese Figuren im Mittelalter und in der frühen Neuzeit gewesen sind. Ein erster Überblick über die mittelfränkischen Funde erschien 1985<sup>277</sup>.

Ab dem 12. Jahrhundert sind diese Keramikfigürchen weit verbreitet, die zunächst frei geformt, später gemodelt wurden. Vor allem Pferdchen sind im Fundgut des 12. Jahrhunderts eher häufig zu finden, in Oberfranken jedoch selten<sup>278</sup>. In das frühe 14. Jahrhundert datiert das gelblich glasierte Figürchen von der mittelfränkischen Burg Thann<sup>279</sup>. Häufig waren Werkstätten auf Keramikfiguren spezialisiert. Besonders die Figürchen aus weißem Ton lassen sich als typische Erzeugnisse spezialisierter Werkstätten einordnen, wobei Nürnberg als Herstellungszentrum anzusehen ist<sup>280</sup>. Andernorts wurde die Figuren auch bei den normalen Geschirrtöpfen gefertigt<sup>281</sup>. In die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts datiert das fragmentierte Kruselerfigürchen aus der Coburger Probstei (Kat.-Nr. 407). Es besitzt einen feinen, weißen Scherben, der kaum gemagert ist. Die erhaltene Höhe von den Beinen bis zum Schulteransatz beträgt noch etwa 6,2 cm. Die Vorderseite wurde mittels einer Reliefmodel hergestellt. Die glatt gestrichene Rückseite gibt keine Hinweise darauf, dass es sich um eine Model-Rückseite handelt. Innen ist der Körper etwa ab Brusthöhe hohl. Das wichtigste formale Kriterium, der Kopf mit der modischen Kopfbedeckung der verheirateten Frau, der Kruseler, ist leider nicht überkommen. Der Kruseler ist das Attribut der adeligen, dann auch bürgerlichen Weiblichkeit und entwickelt sich ab dem 14. Jahrhundert aus einem einfachen Schleier zu einer

---

<sup>275</sup> Steeger 1991, 56 – 59.

<sup>276</sup> Ade-Rademacher 1991, 3 – 10.

<sup>277</sup> Archäologische Funde und Ausgrabungen in Mittelfranken 1986/87, Abb. 215.

<sup>278</sup> Weinlich 1993, 65ff.

<sup>279</sup> Steeger 1992, 26 und Tafel 35, 15.

<sup>280</sup> Grönke/Weinlich 1998, 29.

<sup>281</sup> Nagel/Oelzle/Röber 1996b, 114.

Haube mit gekräuselten Rüschen, die bis in das erste Viertel des 15. Jahrhunderts vor allem in Deutschland und England getragen wurde<sup>282</sup>. Dabei legte man zahlreiche Rüschen zu einer beeindruckenden Kopfbedeckung zusammen. Das Coburger Fragment zählt zum Typ 4 der von E. Weinlich und E. Grönke aufgestellten Reihe. Das Hauptmerkmal dieses Typs bildet die runde bis ovale Aussparung im Brustbereich, die wohl für die Aufnahme einer Münze gedacht war<sup>283</sup>. Es bleibt offen, ob es sich bei den Figuren um Geschenke aus dem religiösen Bereich, um Weihegaben, um Pilgerandenken oder einfach um Reisemitbringsel handelt. Ein Figurenfragment enthielt in der runden Aussparung die Metallspuren einer ehemaligen Einlage und gibt so einen Hinweis auf Höherwertigkeit, vielleicht auf die Verwendung als Patengeschenk<sup>284</sup>.

Die kleinen Figürchen mit der Kruselerhaube waren in Süddeutschland<sup>285</sup> und weit darüber hinaus bekannt. Die große Verbreitung beweisen mehrere vergleichbare Fragmente aus Boskovice in Mähren<sup>286</sup> und die beiden Objekte aus Visegrád in Ungarn, die in das 14. Jahrhundert datieren. Auch sie sind in Aussehen und Machart fein ausgearbeitet<sup>287</sup>.

Neben den unterfränkischen Funden<sup>288</sup> sind mehrere Frauenfigürchen in vergleichbarer Machart aus Hassfurt bekannt<sup>289</sup>. Die typischen Hauben mit den gelegten Rüschen lassen nur eine recht weitgefaste Datierung in die 2. Hälfte des 14. bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts zu.

Aus Kronach liegen ebenfalls zwei fragmentierte Figürchen vor. Dabei handelt es sich bei einem um ein Köpfchen mit einem äußerst feinen, grauen Scherben. Nur wenige Glimmerplättchen sind als Magerungspartikel zu erkennen. Augen, Augenbrauen und Lippen waren mit Engobebemalung hervorgehoben, die teilweise abgerieben ist. Der gestelzte Schleier am Hinterkopf ist teilweise abgebrochen<sup>290</sup>. Drei Fragmente mit hellem Scherben stammen vom Waldstein<sup>291</sup>. Sie sind in ihrer Machart dem Coburger Figürchen mit der gemodelten Vorderseite und der verstrichenen Rückseite vergleichbar.

---

<sup>282</sup> Grönke/Weinlich 1998, 29.

<sup>283</sup> Grönke/ Weinlich 1989, 26 – 28.

<sup>284</sup> Lappe/Römhild 1990, 257, Abb. 5,1.

<sup>285</sup> Fingerlin 1990, 34 - 40. – Rödiger/Rödiger 1986, 45, 59.

<sup>286</sup> Proházka 1995, 123, Abb. 7.

<sup>287</sup> Petény 1994, 88, Fig. XVII. 1 u. 2.

<sup>288</sup> Gerlach 1998, 192ff – ders 2000, 237ff.

<sup>289</sup> Hermann 1995, 47 und Tafel 33. – Hermann 2000, 217, Abb. 11.

<sup>290</sup> Losert 1994, 70, Abb. 8,2.

<sup>291</sup> Ronnefeldt 1996, 108, Tafel 98.



## 7.2.2 Öllämpchen und Schaftleuchter

Aus datierten Fundzusammenhängen sind Lampenschälchen ab der Mitte des 13. Jahrhunderts bekannt. Abgesehen von einem angarnierten kleinen Griff bzw. einer Aufhängeöse verändern sich Lämpchen in Schalenform bis in die Neuzeit hinein nicht<sup>292</sup>. Manchmal sind die Fragmente schwer anzusprechen und werden zuweilen den Deckelformen zugeordnet.

Ein flaches kleines Schälchen, ein Öl- oder Talglämpchen, befand sich unter den Funden Bamberg–Altes Krankenhaus (Kat.-Nr. 305). Es ist flach und weist einen Bodendurchmesser von knapp 6 cm und einem Randdurchmesser von knapp 10 cm auf. Sicher gehört es nicht zu den Fehlbränden aus dem Töpferofen, sondern ist dem Hausratsabfall zuzuordnen.

Diese Gefäßform ist von beinahe jeder spätmittelalterlichen Fundstelle Süddeutschlands und Österreichs bekannt. Aus Kronach stammt das Fragment eines Öllämpchens mit gedrückter Dochtmulde, das in das 13./14. Jahrhundert datiert. Sein stark gemagerter Scherben und der hohe Anteil an Silberglimmer lässt den Import aus dem Fichtel- oder dem Erzgebirge vermuten<sup>293</sup>. Auch unter den Funden in Höfstetten fand sich ein Lämpchen in Schalenform mit gedrückter Dochtmulde<sup>294</sup>. Die zehn Schalenfragmente von der Treuchtlinger Burg<sup>295</sup> und aus Burgthann datieren in die 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts. Besonders das Burgthanner Schälchen mit seinem schräg nach innen abgestrichenen und leicht gekehlten Rand entspricht dem Bamberger Fundstück. Datierete Lampenschälchen treten in Baden-Württemberg erstmals um die Mitte des 13. Jahrhunderts auf. Aus Wülfigen<sup>296</sup> und Sindelfingen<sup>297</sup> sind erste Lampenschälchen ab 1250 und 1350 bekannt, ihr verstärktes Aufkommen datiert in die 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts. Lampenschalen auf gedrehtem, hohlem Fuß, sog. Schaftleuchter (Kat.-Nr. 181) sind aus dem Töpfereiabfall Buoch im Remstal bekannt<sup>298</sup>, ebenso aus dem mittelfränkischen Hilpoltstein<sup>299</sup>. Sie verändern ihr Aussehen bis in die Neuzeit

---

<sup>292</sup> Gross 1991, 124.

<sup>293</sup> Losert 1994, 70, Abb. 7, 13.

<sup>294</sup> Endres 1987, 132 – 133 u. Kat.-Nr. 20.

<sup>295</sup> Hinweis Wolfgang Steeger, Bodensee.

<sup>296</sup> Schulze 1981, 34, 50 und Abb. 61, 12.

<sup>297</sup> Scholkmann 1978, 80, 91.

<sup>298</sup> Gross 1991, 124, Abb. 60.

<sup>299</sup> Platz, 2000, Tafel 64.

kaum, wie der barockzeitliche Gewölbefund mit einer ungewöhnlich hohen Anzahl von glasierten Schaftleuchtern im Kloster Thierhaupten zeigt<sup>300</sup>.

### 7.2.3 Gieß-/Sauggefäß

Ein fast vollständiges Gieß- oder Sauggefäß und ein weiteres Wandfragment sind aus der Abfallgrube in Forchheim überkommen (Kat.180, 179). Vereinzelt und in stark fragmentierten Zustand sind sie auch mehrfach vom Domberg in Bamberg bekannt. Die beiden Kleingefäße sind von äußerst feinem Scherben, kaum gemagert und sorgfältig geformt. Das stark gebauchte Gefäß Kat.-Nr. 180 ist vom Stock gedreht - eine Drehmethode für kleine keramische Formen. Anstelle portionierter Tonklumpen wird eine größere Menge kegelförmig auf der Scheibe zentriert. Aus der Kegelspitze heraus lassen sich dann nacheinander rasch mehrere Gefäße drehen. An den Gefäßbauch ist ein randständiger Bandhenkel gesetzt, dazu wurde im 90-Grad-Winkel ein kleines Rohr angarniert und verstrichen. Der genaue Verwendungszweck der beiden Objekte bleibt unbekannt. Am ehesten lassen sie sich neben der Funktion als kleine Umfüll- und Gießgefäße bei Tisch der Kinder- und Krankenernährung zuweisen. Sie waren gleichermaßen aus Holz gedrechselt in Gebrauch und wurden z.B. in der Schweiz bis in das 20. Jahrhundert hinein verwendet<sup>301</sup>.

Gelegentlich findet man auch eine mögliche Funktion als kleines Handwaschgefäß angegeben. Von den beiden Vergleichsobjekten aus Burgthann<sup>302</sup> ist eines von ebenso feiner Machart wie das aus Forchheim. Eine große Anzahl Gießler aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhundert wurde in Regensburg-Prebrunn geborgen; diese sind allerdings etwas größer geformt und von gröberer Machart<sup>303</sup>.

### 7.2.4 Probierschälchen

Die vier Strullendorfer Probierschälchen (Kat.-Nr. 58 – 61) stehen wohl im Zusammenhang mit chemischen und physikalischen Prozessen und könnten in Zusammenhang mit dem keramischen Brand gestellt werden. Sie sind etwa gleich groß, allesamt überbrannt, rissig und dick versintert.

---

<sup>300</sup> Häußler 1989, 189, 192.

<sup>301</sup> Mößmer 1983, 138 – 141.

<sup>302</sup> Steeger, 1992, 28.

<sup>303</sup> Endres/Loers 1981, 44 – 47.

Das Schälchen Kat.-Nr. 58 zeigt schlaufenförmige Abschneidespuren und wurde vermutlich vor dem Brennen mit einem Loch im Boden versehen. Kat.-Nr. 60 zeigt mit seinen schneckenförmigen Abschneidespuren, dass es vom Stock gedreht wurde. Die Schälchen tragen Spuren eines zu hohen Brennvorganges. Sie sind nicht mit Bleisuspension überzogen worden, sondern durch grünlich-grauen Aschenanflug dick verglast, geschmolzen und blasig aufgeworfen, wie es teilweise auch bei den Gefäßen aus dem Bamberger Brennofen der Fall ist. Durch die nachhaltige Hitzeeinwirkung ist der Scherben grau verbrannt und partiell gesintert, der ursprüngliche Scherben ist nicht mehr zu erkennen. Wenngleich technische Keramik zumindest ab dem Spätmittelalter vor allem in darauf spezialisierten Werkstätten in großen Mengen hergestellt und überregional verhandelt wurde<sup>304</sup>, scheinen doch die hier vorliegenden Objekte eher aus lokaler Produktion zu stammen.

Probierschälchen bilden einen festen Bestandteil von Laboreinrichtungen, wie z.B. das Inventar des 16. Jahrhunderts im niederösterreichischen Oberstockstall<sup>305</sup> zeigt, stammen aber in Kärnten und Tirol auch vereinzelt aus anderen Fundzusammenhängen<sup>306</sup>. Darüber hinaus besteht eine deutliche Verbindung zu metallurgischem Inventar und zum Bergbau. Die Strullendorfer Probierschälchen sind offensichtlich mit Versuchen der lokalen Töpfer in Verbindung zu bringen. Man experimentierte aber nicht mit Bleiglasuren, wie eigentlich zu erwarten wäre. Die Schälchen tragen vielmehr deutlich den dick verglasten Aschenanflug.

---

<sup>304</sup> Stephan 1995, 9ff.

<sup>305</sup> von Osten 1998, Tafel 14, B 195 – 202.

<sup>306</sup> Neumann 1984, 23 – 37.

## 7.3 Ofenkacheln

Sind bereits in der Mitte des 14. Jahrhunderts in Köln und auch in anderen Orten Halbzylinderkacheln hergestellt worden<sup>307</sup>, so bleiben in Franken zunächst die hohen Becherkacheln und in weiterer Folge die Schüsselkacheln in uniformer Machart bis in das 16. Jahrhundert üblich. Die spätmittelalterlichen Kacheln wurden hier weitestgehend vom Geschirrhafner hergestellt, wenngleich es in größeren Städten wie Nürnberg schon Werkstätten gab, die ausschließlich Ofenkacheln produzierten. Die gängigen Formen leiten sich aus dem Geschirr ab, wie die Becher- und Schüsselkacheln zeigen. Die Formen wurden mit der offenen Seite nach außen in den Ofenaufbau eingesetzt<sup>308</sup>.

Neben den großen Mengen Geschirrkera­mik vom Domberg in Bamberg war die Ofenkera­mik auffallend spärlich vertreten, allerdings sind darunter einige besondere Stücke. So ist die gemodelte Blattkachel eine Weiterentwicklung der Schüsselkachel<sup>309</sup>. In einer Fehlbodenfüllung im Südflügel der Alten Hofhaltung fand sich eine grün glasierte Halbzylinderkachel mit Nischenverblendung aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts. Schließlich gibt es zum Ende des 16. Jahrhunderts auch am Domberg Öfen mit Kacheln, deren Themen und Darstellungen ihre Vorbilder in den zeitgenössischen graphischen Vorlagen fanden. Ein Beispiel dafür ist die Eckkachel mit polychromen  $\frac{3}{4}$ -Eckstab, die durchaus mit den Nürnberger Architekturkacheln vergleichbar ist<sup>310</sup> und die ihre Analogien in den Funden aus Neunkirchen am Brand findet<sup>311</sup>.

### 7.3.1 Becherkacheln

Die ältesten Kachelformen im süddeutschen Raum bilden die hohen, annähernd zylindrischen Becherkacheln mit Standboden, grob geriefter Wandung und wulstigem Rand, die mit der Öffnung nach außen in den aus mit Stroh versetzten Lehm errichteten Ofenkasten gesetzt wurden<sup>312</sup>.

Solche Becherkacheln stammen zum Beispiel aus der im Jahre 1408 geschleiften Burg Endsee, Ldkr. Rothenburg. In die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts datiert die

---

<sup>307</sup> Unger 1988, 30.

<sup>308</sup> Wirtshaus zum Wilden Mann 1984, Abb. 66.

<sup>309</sup> Geschichte aus Gruben und Scherben 1993, 254 und Tafel 26, Tafel 32.

<sup>310</sup> Franz 1981, 78, Abb. 188.

<sup>311</sup> Vetterling 1994, 51, Tafel 104,4, Tafel 107,1.

<sup>312</sup> Matterer/Wild 1997, 77 – 90.

Becherkachel von Mönchsroth bei Dinkelsbühl, die als Münzschatzgefäß diente<sup>313</sup>. Fragmentierte Becherkacheln sind auch aus der ehemaligen Töpferei vom Lußberg bekannt<sup>314</sup>. Wie auch die Funde in Sindelfingen<sup>315</sup> oder aus dem Palas der Nürnberger Burg<sup>316</sup> zeigen, ist der Ton, der für die Becherkacheln verwendet wurde, sandiger und gröber gemagert als die Geschirrkernamik. Die Becherkacheln aus Strullendorf (Kat.-50 – 53) sind auf der Scheibe gedreht und zeigen deutlich gebogene Abschneidespuren. Die Formen der Becherkacheln variieren. Kat.-Nr. 53 besitzt einen verhältnismäßig kleinen Bodendurchmesser, einen hohen zylindrischen Fuß und eine bauchige Wandung, Kat.-Nr. 50 dagegen einen kurzen einziehenden Fuß mit gestreckt-bauchiger Wandung.

Die Ränder sind verdickt, horizontal oder auch leicht nach innen abgestrichen und die Wandung ist vom Boden bis zur Mündung stark gerieft.

Der Übergang von den Becher- zu den Schüsselkacheln lässt sich zeitlich nicht genau fassen. Wie die Becherkacheln aus Strullendorf, vom Waldstein<sup>317</sup> und aus Neunkirchen am Brand<sup>318</sup> zeigen, sind sie noch bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts geläufig, denn nicht nur die Kachelformen waren langlebig, sondern auch die Öfen wurden lange benutzt. Nach T. Mittelstraß besitzen Kacheln eine etwa 50 Jahre längere Lebensdauer als die zeitgleichen Töpfe<sup>319</sup>.

### 7.3.2 Schüsselkacheln

Schüsselkacheln mit vierzipflig ausgezogener Mündung stellen neben den Töpfen den größten Anteil am Fundaufkommen. Sie erlauben einen Ofenaufbau mit eng aneinandergesetzten Kacheln. Als flache Gefäße wurden sie auf der schnelllaufenden Drehscheibe in gewaltigen Stückzahlen hergestellt, wie ihr hoher Fundanteil nicht nur in Forchheim-Burk<sup>320</sup>, Bamberg, Bad Windsheim oder Schwäbisch Hall zeigt. Durch ihre charakteristische Form, die vierzipflig ausgestaltete Mündung und den typischen Rand, sind auch kleine Fragmente sofort im Fundgut ansprechbar. Sie sind immer stets einfach in ihrem Aussehen und weisen lediglich grobe Drehrillen auf der Außenseite auf, die auch innen deutlich zu

---

<sup>313</sup> Dannheimer 1968, Abb. 10.

<sup>314</sup> Losert 1993, Tafel 228.

<sup>315</sup> Scholkmann 1978, 86ff.

<sup>316</sup> Friedel 2003, 137ff.

<sup>317</sup> Ronnefeldt 1996, 106.

<sup>318</sup> Specht 1999, 74.

<sup>319</sup> Mittelstraß, hier weiter

<sup>320</sup> Geschichte aus Gruben und Scherben, Kat.-Nr. 280 – 282, S. 266 – 267.

erkennen sind. W. Endres bezeichnete sie als Haftrillen. Sie sollen den Halt der Kachel im Verband des Ofenaufbaues garantieren<sup>321</sup>.

Hohe, vierzipflige ausgezogene Schüsselkacheln – d.h. solche mit deutlich ausgeformtem, schlankem Fuß - stammen aus Strullendorf, Kat.-Nr. 54 – 57 und Forchheim, Kat.-Nr. 134 – 135. Vierzipflige Schüsselkacheln sind auf der Burgruine Lützelhardt bei Seelbach, Ldkr. Lahr<sup>322</sup>, für die Mitte des 13. Jahrhunderts und in Bayreuth und Neunkirchen am Brand seit der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts nachgewiesen<sup>323</sup>.

Entsprechende Formen sind auch in Nürnberg-Obere Krämersgasse 12 aus der Zeit vor 1394 vertreten. Darüberhinaus sind sie auch am Weinmarkt 11 gefunden worden. Von diesem Fundkomplex war zunächst lediglich der Zeitpunkt der Verfüllung um 1600 bekannt, ein Teil der Funde reicht jedoch bis in das 15. Jahrhundert<sup>324</sup>.

Einzelne Fragmente solcher Kacheln mit steiler Wandung ohne besondere Randbildung sind aus Würzburg bekannt<sup>325</sup>. Für die Zeit um 1400 sind sie auch in Endsee belegt<sup>326</sup>.

Die späten oberfränkischen Vertreter (Kat.-Nr. 302 – 304 und Kat.-Nr. 390 – 391), die dann schließlich innen grün glasiert werden, verfügen durchgehend über eine massive, gerundete und nach innen gezogene Leiste. Der Wandungsansatz ist nur gering abgesetzt. Die Seitenlänge kann bis knapp 14 cm Länge betragen. Die Böden sind – im Gegensatz zu den normalen Topfböden – deutlich dünner und zeigen auf der Innenseite stark hervortretende Drehriefen.

In Bamberg wird deutlich, dass sich die Schüsselkacheln im 15. Jahrhundert zu Flachgeschirren mit Massencharakter entwickeln. Außerdem sind sie niedriger und weiter als ihre früheren Vorgänger. Sie erscheinen häufig schief verzogen und lassen erkennen, dass exaktes Arbeiten vermutlich zugunsten großer Stückzahlen vernachlässigt wurde. Vergleichbare Formen, vor allem aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts finden sich in Nürnberg<sup>327</sup>, weiter in Höfstetten<sup>328</sup>, Hilpoltstein<sup>329</sup> und auch in Sindelfingen<sup>330</sup>.

---

<sup>321</sup> Endres/Loers 1981, 71.

<sup>322</sup> Hammel 1951, 87 – 89, Tafel 8 – 10.

<sup>323</sup> Specht, 1999, 75.

<sup>324</sup> Scholkmann, 1984, S. 225 –226.

<sup>325</sup> Gerlach/Haas/Mittelstrass/Schneid 1987, Abb. 33, Nr. 267.

<sup>326</sup> Dannheimer/Herrmann 1968, Taf. 43, 32 – 35.

<sup>327</sup> Frieser, 1999, 22.

<sup>328</sup> Endres 1987

<sup>329</sup> Platz 2000, Tafel 74.

<sup>330</sup> Scholkmann 1978, Abb. 24,2.

Die Möglichkeit des Dekorierens wurde bei diesen Kacheln nur vereinzelt genutzt. Aus Unterfranken sind Schüsselkacheln mit geritzten Rosetten auf der Innenseite bekannt<sup>331</sup>. Vielleicht galten auch die stark herausgeformten Drehrillen (Kat.-Nr. 390 – 391) als eine Art Dekor. Daneben bietet die Innenseite Platz für kleine aufmodellerte Rosetten und Engobebemalung. Das Coburger Fragment Kat.-Nr. 391 ist auf der Rückseite mit feinen, unleserlichen Schriftzügen bedeckt.

Aufschluss über den Bedarf an Kacheln geben die Rechnungen der Bamberger Bauverwaltung, die für den Zeitraum zwischen 1441 und 1481 ausgewertet sind. Die Stadt ließ ihre Öfen nicht nur von den eigenen Bauhofhandwerkern aufsetzen, sondern beauftragte gleichermaßen auch verschiedene ortsansässige Betriebe. Kachelöfen waren reparaturanfällig und bildeten für die Töpfer vermutlich neben der Geschirrherstellung eine gewisse Grundauslastung, wie sich am Ofen des Bamberger Nachrichters zeigt. Er besaß als Heizquelle in seinem Haus sicher ein übliches Ofenmodell, also eine Konstruktion aus Schüsselkacheln. Die Abrechnungen verdeutlichen die Ausgaben für den Ofen: zwischen 1451/52 und 1480 wurde der Ofen des Bamberger Nachrichters zehn Mal gewartet<sup>332</sup>.

## 8. Die Brennöfen

Für den keramischen Brand wurden im Laufe der Zeit und in den verschiedenen Regionen vielfältige Ofensysteme entwickelt. Je nach horizontaler oder vertikaler Feuerführung unterteilt man sie in stehende und liegende Öfen. Die Öfen von Kipfendorf, Strullendorf und Bamberg werden den liegenden Öfen zugeordnet. Bei einem liegenden Ofen befinden sich Brenn- und Feuerkammer in einer Ebene. Manchmal steigt sie auch leicht an. Die Gase ziehen horizontal aus der Feuerkammer durch die gestapelte Ware in der Brennkammer zum Schlot. An der vorgelagerten Arbeitsgrube, dem Feuerraum, dem Gitter, dem Brennraum und dem Gewölbe ist der Ofentyp leicht erkennbar. Nicht immer sind alle Ofenteile erhalten, aber es reichen wenige Hinweise, um eine solche Brennanlage zu identifizieren. Bei stehenden Öfen sind Feuerkammer und Brennkammer übereinander angeordnet. Hier verläuft die Feuerführung vertikal durch einen Zwischenboden, eine Lochtenne oder Abzugsöffnungen senkrecht. Stehende mittelalterliche Öfen sind u.a. aus Wülfingen<sup>333</sup> oder Seligenstadt<sup>334</sup> bekannt.

---

<sup>331</sup> Lippert 1993, 215 – 226.

<sup>332</sup> Sichler 1990, 265.

<sup>333</sup> Fehring 1969, 52 – 55.

H. Jakob wies bereits 1957 im Zusammenhang mit seinen Wüstungsforschungen auf die vielfältigen Reste spätmittelalterlicher Brennanlagen aus der Zeit der Meranier auf dem Lußberg, einem Höhenzug zwischen Lauter und Baunach, und der näheren Umgebung, hin und betonte gleichzeitig den noch bestehenden Forschungsbedarf in Oberfranken<sup>335</sup>. Seitdem hat sich die Zahl der entdeckten und der archäologisch erforschten Töpferöfen deutlich erhöht.

Der wirtschaftliche Erfolg einer Töpferei hängt ganz wesentlich von der genauen Kenntnis des Brennvorganges ab, wobei hier die Erfahrung und das Augenmaß des Töpfers gilt<sup>336</sup>. W. Köpke berichtet in seiner Untersuchung über keramische Brennanlagen in Spanien, dass der Brand für die betreffenden Handwerker das wichtigste Teilstück im Fertigungsprozess darstellt<sup>337</sup>. Das unterstreichen auch A. Bruijns Überlegungen zum Aufwand und zum Brennprozess bei den Töpfern im holländischen Brunssum des 13. und 14. Jahrhunderts<sup>338</sup>.

Der Töpferofen lag im Bereich der Tongruben des ehemaligen Annawerkes, etwa neun Kilometer nordöstlich von Coburg gelegen. Bereits in den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts beobachtete der damalige Besitzer immer wieder keramische Fragmente, die beim Sandabbau zutage kamen<sup>339</sup>. Die Entdeckung von zwei frühgeschichtlichen Gräbern im Frühjahr 1920 bot schließlich den Anlass zu einer näheren Untersuchung. Dabei stieß man auf den Rest eines liegenden Ofens<sup>340</sup>, der sich aufgrund der keramischen Funde in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts zu datieren ließ. 1925 grub R. Brückner auf dem "Häfnersberge" bei Coburg und entdeckte einen weiteren, in der Bauweise identischen Ofen. Auch er war in Brenn- und Feuerkammer unterteilt und wurde von R. Brückner als "Kasseler Ofen" angesprochen<sup>341</sup>. Hoch- und spätmittelalterliche Öfen vom liegenden Typ, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhundert entdeckt wurden, bezeichnete man häufig als "Kasseler Öfen". Dabei bediente man sich der Terminologie der zu dieser Zeit noch existierenden Öfen wie K. Strauss 1922 bei der Untersuchung eines Ofen in Dreihausen bei Marburg<sup>342</sup>. Ebenso bezeichnete man mehrere liegender Öfen, die in

---

<sup>334</sup> Nahrgang, 1957, 73 – 77.

<sup>335</sup> Jakob 1957, 270 - 271.

<sup>336</sup> Duma 1963, 394

<sup>337</sup> Köpke, 1985.

<sup>338</sup> Bruijn 1960, 713.

<sup>339</sup> Brückner 1921, 27 – 38.

<sup>340</sup> Brückner, 1921, 27 – 38.

<sup>341</sup> Grabungsbericht R. Brückner, Landesamt für Denkmalpflege, Schloss Seehof.

<sup>342</sup> Strauss 1923, 19.



den dreißiger Jahren im Leipziger Stadtgebiet entdeckt wurden, als "Kasseler Öfen"<sup>343</sup>.

### **8.1 Die Brennöfen von Strullendorf**

1978 kamen beim Anlegen eines Kanalisationsgrabens auf dem Grundstück Stockweg 28 in Strullendorf zwei Töpferöfen zutage. Der jüngere Ofen (Abb. 7) lag unter einer Schicht aus Holzkohle und verziegelten Lehmbrocken. Der Brennraum war rund gebaut, sein Mauerwerk etwa 60 cm hoch erhalten und vermutlich bis zu dieser Tiefe in den anstehenden Sand eingegraben. Ein Segment stand in die Brennkammer hinein und bildete vermutlich die Ofenzunge. Sie unterteilte die Feuerung in Kanäle. Dieser Bereich war stark verglast<sup>344</sup>. Etwas weiter südlich schloss sich ein weiterer, wohl älterer Ofen an, der vom jüngeren Ofen teilweise überdeckt wurde.

Ein Jahr später wurde im Stockweg ein weiterer Töpferofen angeschnitten. Zwei Feuerungen mit je einem östlichen und einem westlichen Heizkanal ließen sich nachweisen. Der westliche Befund war weitgehend zerstört, vom östlichen Teil war zumindest der Grundriss noch vorhanden. Der etwa 0,30 m breite Feuerungskanal stieg zum Brennraum schräg an und zeigte Spuren starker Hitzeeinwirkungen. Der Brennraum war außen, der Feuerungskanal beidseitig mit Dachziegeln eingefasst. Hier fanden sich neben den Fehlbränden auch Säulen, die als Stützen für den Ofenaufbau gedient haben könnten<sup>345</sup>.

### **8.2 Die Brennöfen von Bamberg-Altes Krankenhaus**

Verhältnismäßig gut dokumentiert ist der Befund einer Ofenanlage in Bamberg – Altes Krankenhaus. Der erste Ofen war durch die Baggerarbeiten weitgehend zerstört. Die Reste ließen aber noch erkennen, dass es sich um einen liegenden Ofen mit 1,40 m Breite handelte<sup>346</sup>. Für die Anlage eines Planums wurden die jüngeren Auffüllschichten abgebaggert.

---

<sup>343</sup> Kretschmar 1938, 5 – 18.

<sup>344</sup> Grabungsbericht vom 18.11.1978, Landesamt für Denkmalpflege, Schloss Seehof.

<sup>345</sup> Grabungsbericht vom 10.8.1979, Landesamt für Denkmalpflege, Schloss Seehof.

<sup>346</sup> Popp 1991, 31.

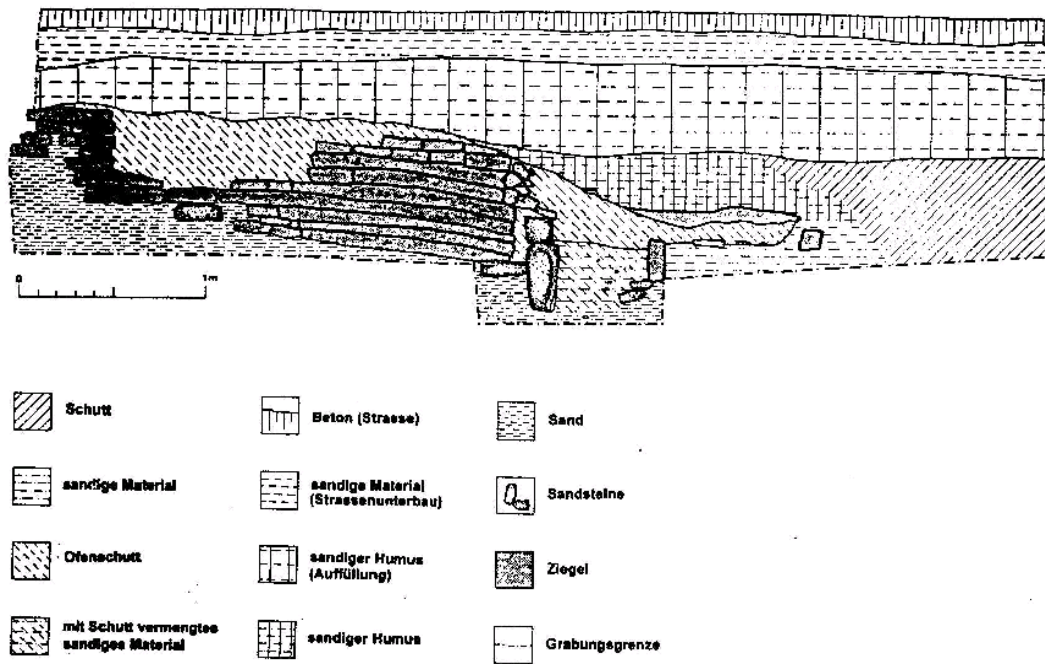


Abb. 7: Strullendorf-Stockweg 28. Profilmzeichnung nach Grabungsskizze.

Dadurch wurde eine Grube von etwa 9 m Länge und 3 m Breite freigelegt, unter wurde ein weiterer Ofen entdeckt. Zunächst wurde die Ofensohle freigelegt, die aus unregelmäßig zusammengesetzten Ziegelsteinen und einer aufplanierten, hart verziegelten Lehmschicht bestand. Die Länge des Ofens selbst betrug etwa 4,50 m, die Breite etwa 1,50 m (Abb. 8). Von der Wandung wurden etwa 70 cm Resthöhe erfasst. Sie war innen aus Ziegeln gesetzt und außen dick mit Lehm verstrichen. Ein dünner Lehmaufstrich fand sich auch auf der Innenseite des Brennraumes. Dieser war ostwestorientiert und stieg nach Osten hin leicht an, folgte also der Hauptwindrichtung. Man beobachtete eine auffallend starke Steigung der Brennkammer.

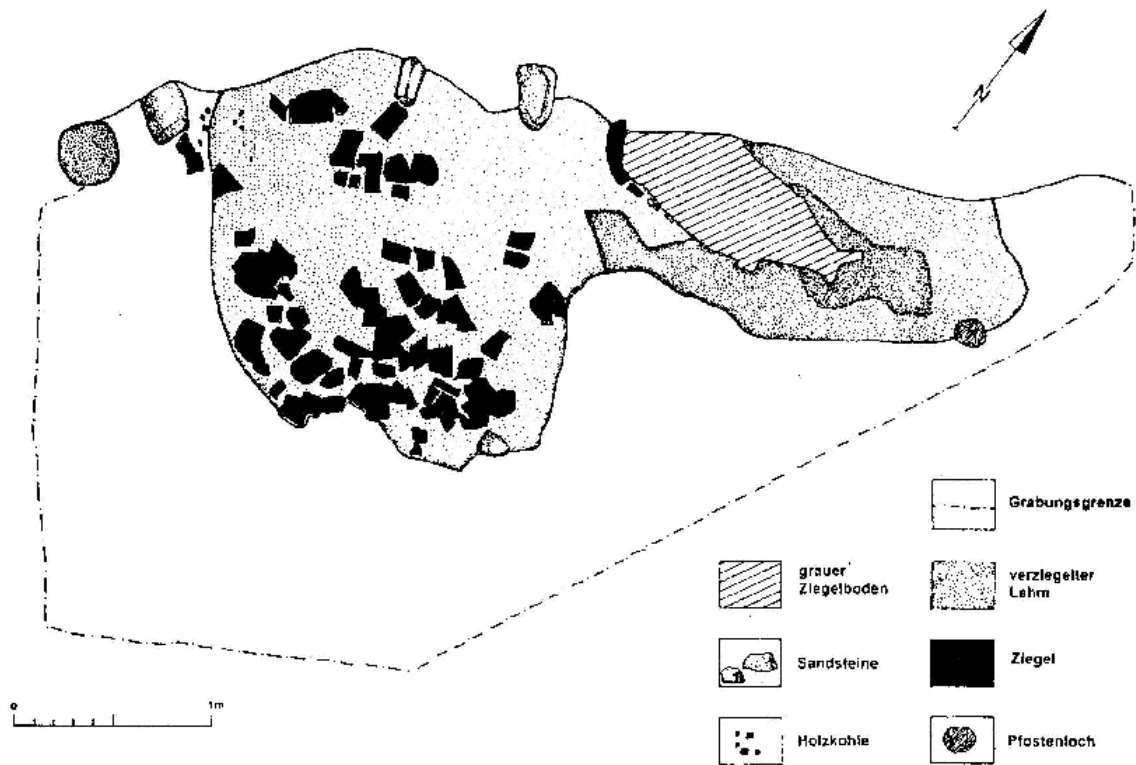


Abb. 8: Bamberg – Altes Krankenhaus. Flächenzeichnung des Ofenbefundes nach Grabungsskizze.

Davor lag eine flache Mulde mit den Resten eines grauen Ziegelbodens, teilweise bedeckt von stark verbranntem Lehm. Hier befand sich auch ein Pfostenloch, das man als Hinweis auf eine Überdachung oder einen Schutz vor der Witterung werten kann. Knapp daran schloss ein zweiter Brennofen mit Ost-West-Orientierung an, der jedoch nicht mehr dokumentiert werden konnte.

### 8.3. Zur Konstruktion der Brennöfen

Die Ergebnisse der Grabungen von 1920 und 1925 bearbeitete R. Feger im Rahmen ihrer Magisterarbeit neu<sup>347</sup>. Weiters unternahm H. Losert eine ausführliche Befundbeschreibung und Bewertung<sup>348</sup>. Der 1920 ergrabene Ofen besaß eine Brennkammer mit zwei Feuerungskanälen zur gleichmäßigeren Verteilung der Hitze. Trotz der räumlichen Entfernung ist er in seiner Bauweise dem rekonstruierten Ofen 1 im holländischen Brunssum vergleichbar<sup>349</sup>.

<sup>347</sup> Feger 1989, 33 – 35.

<sup>348</sup> Losert 1993, 73.

<sup>349</sup> Bruijn 1960, 182, Abb. 41.

Die Kipfendorfer Ofenfunde lassen sich zu den Ofenfunden in Strullendorf des 14./15. Jahrhunderts sowie dem in die Zeit um 1500 datierten Ofen auf dem Gelände des Alten Krankenhauses in Bamberg gut in Beziehung setzen. Während R. Brückner seine Grabungsbeobachtungen recht genau beschrieben hatte, ist es schwierig, die Befunde in Strullendorf eindeutig anzusprechen. Am ehesten sind die Öfen als liegend zu interpretieren. Einen wichtigen Hinweis bildet der ansteigende Ofenverlauf des jüngeren Ofens, denn das Gefälle betrug auf einer Strecke von knapp 4 Metern immerhin 35 cm. Öfen mit einer schrägen Hanglage beobachtete man u.a. auch in Mayen am östlichen Rand der Eifel. Die starke Hitze stieg dem natürlichen Hangverlauf nach aufwärts aus dem Feuerungsraum in den darüber angeordneten Brennraum<sup>350</sup>. Diesen Umstand nutzten die Töpfer Transdanubiens bis in das frühe 20. Jahrhundert<sup>351</sup>.

Weitere Hinweise bieten die Reste der Gittersäulen. Bei einem liegenden Ofen sind die beiden Kammern durch Säulen, einer geschlossenen oder halbdurchlässigen Mauer bis etwa zur halben Raumhöhe voneinander getrennt. Solche Stützen sind am spätmittelalterlichen Ofen in Mistlau beobachtet worden<sup>352</sup>. In Strullendorf (Taf. 9) und Bamberg (Taf. 33) fand man dick zusammengedrehte Rollen aus mehreren Tonplatten oder Wülsten. Sie wurden mit den Händen geformt und gedrückt, wie die Fingerdruckmulden zeigen. Die Unterseite ist glatt, der obere Teil abgebrochen. Die dick grün-grau verglaste Oberfläche und der sehr dichte und kompakt gebrannte Scherben, der kaum Magerungspartikel erkennen lässt, verdeutlichen die hohen Temperaturen, denen die Ofenbauteile ausgesetzt waren. In Kipfendorf beschreibt R. Brückner "Feuerwächter" aus verschiedenen ineinandergestapelte Gefäßen mit dick grün-grau verglaster Oberfläche und dichtem, braunrotem, überbranntem Scherben. Verbaute Fehlbrände sind an Brennöfen häufig zu beobachten. Spätmittelalterliche Ofenwände, mit Fehlbränden errichtet, sind u.a. aus Raeren, Aachen, Langerwehe<sup>353</sup>, Xanten<sup>354</sup> und ebenso aus Eisleben<sup>355</sup> bekannt.

Die Öfen aus Kipfendorf, Strullendorf und Bamberg waren mit ineinander gesteckten Töpfen eingewölbt (Abb. 9). Hierzu wurden die Gefäße aus dem Bestand des jeweiligen Handwerksbetriebes verwendet. Allerdings ist zu bezweifeln, ob wirklich

---

<sup>350</sup> Wegner 1988.

<sup>351</sup> Duma 1966, Abb. 19.

<sup>352</sup> Stachel 1983, 287.

<sup>353</sup> Hugot 1977, 231, 236.

<sup>354</sup> Wegner 1981, 437 – 450.

<sup>355</sup> Marschall 1985, 196 – 200.

Ausschussware verbaut wurde, aber das ist an den vollkommen überbrannten, gerissenen und verzogenen Gefäßen nicht mehr feststellbar. Der Bamberger Ofen war – soweit dies nach den geborgenen Bauteile beurteilt werden kann – ausschließlich mit ineinander gesteckten Töpfen eingewölbt (Kat.-Nr. 364, Abb. 9). Andere Gefäße waren nicht nachzuweisen. Die Mündungen der Töpfe wurden dick mit einem Gemisch aus rotbrennendem Lehm und feinem Häcksel verstrichen (Tafel 28 – 31).



*Abb. 9: Bamberg – Altes Krankenhaus. Töpfe aus dem Ofengewölbe (Kat.-Nr. 364).*

In der großen Hitze des Brandes sind sie häufig gerissen und verzogen. Die der Ofenatmosphäre ausgesetzten Oberflächen zeigen zumeist dicke grünliche glasartige Aschenanflüge (u.a. Kat.-Nr. 357, 359 – 368). Auch in Strullendorf verbaute man Töpfe, die mit einem Lehm-Häcksel-Gemisch bestrichen waren (Kat.-Nr. 62 – 73), doch wurden auch Becherkacheln verwendet (Kat.-Nr. 74 – 77). In Strullendorf und Bamberg bestand die Basis aus Ziegelmauerwerk. Bis zu welcher Höhe die Mauerung reichte und ab wann das Gewölbe einsetzte, ist nicht mehr zu rekonstruieren. Die Kombination eines gemauerten Sockels mit aufsetzendem Topfgewölbe handelt es sich um eine recht weit verbreitete Konstruktion, die bis in

das 20. Jahrhundert anzutreffen ist<sup>356</sup>. Mit Hilfe von Töpfen konnte man ohne Schwierigkeiten Räume überwölben, wobei die Elemente nur ein geringes Eigengewicht, aber gute Isolationseigenschaften besaßen. Umfangreiche Studien zu neuzeitlichen Brennöfen mit Topfgewölben in Ungarn hat G. Duma 1966 veröffentlicht<sup>357</sup>. Bis heute finden sich vereinzelt gemauerte Brennanlagen mit einem Tonnengewölbe aus zusammengesteckten unglasierten Töpfen<sup>358</sup>.

Im nördlich angrenzenden Thüringen, nördlich von Haarhausen, fanden sich Reste von Brennöfen mit einem gepflasterten Arbeitsplatz und mehreren Herdstellen<sup>359</sup>, die in das ausgehende 3. Jahrhundert bzw. um 300 datieren<sup>360</sup>. Es handelt sich hier um drei Brennöfen vom stehenden Typ, wie sie in vorgeschichtlicher und römischer Zeit bis in das hohe Mittelalter weit verbreitet waren. Die Produktion wurde vermutlich von provinzialrömischen Handwerkern im Siedlungsgebiet der Hermunduren betrieben.

Bei den Gefäßen aus der Ofenfüllung handelt es sich ausschließlich um Drehscheibenkeramik. Im untersten Teil der Ofenkonstruktion verbaute man Ziegel, die aus Lehm mit Häckselbeimengung hergestellt wurden. Der obere Teil, die Wand des Brennraumes, bestand aus Töpfen, die vermutlich als Wölbttöpfe mit Haftrillen für diesen Zweck hergestellt worden sind. Man hat sie nicht so sorgfältig gearbeitet wie die Gefäßkeramik aus der Ofenfüllung. Beim Zusammensetzen wurden die Wölbttöpfe mit einem stark kalkhaltigen Mörtel verstrichen. An solche Konstruktionen knüpfen die mittelalterlichen Öfen von Pingsdorf, Wildenrath bei Erkelenz oder auch von Oberwill, Kanton Basel an<sup>361</sup>.

Den westoberfränkischen Ofenfunden lässt sich der außerordentlich gut dokumentierte spätmittelalterliche Brennofen aus dem schweizerischen Winterthur zur Seite stellen<sup>362</sup>. 1984 wurde in der Winterthurer Altstadt ein Ofen ausgegraben, der aufgrund der keramischen Begleitfunde in die Zeit um 1400 datiert werden kann. Er zählt zum liegenden Typ mit ovalem Grundriss und war mit etwa 2,5 m Länge und 2 m Breite etwas größer als der aus Bamberg. Vor der Einfeuerungsöffnung hatte man eine Arbeitsgrube eingetieft, die nach der Auflassung des Ofens mit Töpfereiabfall aufgefüllt wurde. Vom Brennofen selbst waren nur noch der Boden aus Lehm und wenige Zentimeter der aufgehenden Wandung erhalten. Diese bestand im

---

<sup>356</sup> Marschall, 1985.

<sup>357</sup> Duma 1966, 93 – 160.

<sup>358</sup> Töpfer in Rumänien. Hilfe von Dorf zu Dorf. Neue Kronen-Zeitung, 26. November 1995, S. 14 – 15.

<sup>359</sup> Dusek/Hohmann/Müller/Schmid: Haarhausen I. Weimarer Monographien zur Ur- und Frühgeschichte 16, 1986.

<sup>360</sup> Müller/Hohmann 2000, 27- 38.

<sup>361</sup> Steinle/Tauber 1974.

<sup>362</sup> Lehmann 1992.

untersten Teil aus mindestens zwei Lagen Hohlziegeln. Das Gewölbe war aus zusammengesteckten Töpfen konstruiert, die bogenförmig den Brennraum überspannten. Die Zwischenräume wurden mit Lehm verstrichen. Im hinteren Teil war der Winterthurer Ofen bereits weitgehend zerstört.

Wie schon in Strullendorf, Bamberg und Kipfendorf entsprachen die Elemente der Winterthurer Gewölbekonstruktion den gebräuchlichen Topfformen, Dreibeingefäßen, Flaschen, Deckel und Kacheln. In Winterthur kamen auch einige glasierte Objekte hinzu.

Die Gewölbetöpfe aus einem Ofen des 15. Jahrhunderts im tschechischen Bakov nad Jizerou wurden allerdings gesondert und auch nachlässiger gedreht. Darunter fielen etwa 15 Gefäße auf, die im oberen Drittel mit dem Finger durchlocht waren und vermutlich der verbesserten Zugführung dienten<sup>363</sup>.

In Ungarn war der Bau eines Brennofens die Angelegenheit des Meisters selbst<sup>364</sup>, ein Umstand, der ebenso für die Öfen des Spätmittelalters in Oberfranken anzunehmen ist. Wie G. Duma berichtete, wurden fremde Mitarbeiter, wenn sie beim Ofenbau mithalfen, vom Meister genau überwacht. Auch wurden die Töpfe für die Ofengewölbe gesondert in der eigenen Werkstatt hergestellt, wobei ein geübter Arbeiter etwa 300 Gefäße von etwa 15 cm Höhe am Tag drehen konnte<sup>365</sup>.

Zweifellos ist für die Errichtung der Gewölbe Sachkenntnis notwendig und erfolgte im spätmittelalterlichen Oberfranken mit der gleichen Sorgfalt wie im neuzeitlichen Ungarn. In Oberfranken und in Ungarn wurden die Töpfe mit einem Lehm-Stroh-Gemisch verstrichen. Die Bögen aus zusammengesetzten Töpfen können dabei beliebig weit spannen, G. Duma berichtet von Spannweiten zwischen 0,60 bis 1,80 m, die Anzahl der verbauten Töpfe schwankte zwischen 100 und 900 Stück. Die Lebensdauer betrug bei einem derartig konstruierten Ofen in Hódmezövásárhely mit zwei Bränden pro Woche etwa sieben Jahre. Dann mussten die Gewölbe jedoch völlig erneuert werden. Um Witterungseinflüsse von den Ofenbauten fernzuhalten, schützte man sie mit leichten Dächern, die während des Brennens entfernt werden konnten<sup>366</sup>.

---

<sup>363</sup> Hrdlicka 1967, 521.

<sup>364</sup> Duma 1966, 145.

<sup>365</sup> Duma 1966, 147.

<sup>366</sup> Duma 1966, 151.

## 9. Die Töpfer in Bamberg

Die Qualität der Waren und ihre Kriterien bildeten stets ein wichtiges Thema in den schriftlichen Quellen. Die Auseinandersetzungen sind vielfältig, der Schwerpunkt lag in den normativen Regelungen wie Handwerksordnungen und in der Folge in konkreten Übertretungen solcher Normen wie Gerichtsprotokollen<sup>367</sup>.

Die früheste Erwähnung von Handwerkern in Bamberg findet sich in einem Brief, der um 1062 datiert wird<sup>368</sup>. Darin wird berichtet, dass der Dekan Poppo die wohl von Bischof Gunther, angekündigten *aurifices* erwarte. Aus dieser Zeit stammen auch die ersten Nachrichten über Kaufleute in Bamberg.

In den folgenden zwei Jahrhunderten wird nichts über Handwerker erwähnt.

Trotzdem bildet sich wie in anderen Städten auch allmählich das Handwerk heraus.

Die Betriebe konzentrieren sich auf bestimmte Quartiere innerhalb des Stadtgebietes. Dies findet seinen Niederschlag in den Bezeichnungen der Gassen, wie die um 1300 erwähnte Keßlergasse zeigt. Bestimmend für die wirtschaftliche Entwicklung Bambergs sind die Spannungen zwischen den Immunitäten, dem geistlichen Bamberg, einer Synthese aus dem Domstift und den drei umliegenden Stiften St. Stephan, St. Michael und St. Jakob, mit rechtlicher und wirtschaftlicher Sonderstellung, und der *civitas* auf der anderen Seite mit der entstehenden Bürgerschaft und dem Bischof als Stadtherren. Sie spalteten Bamberg wirtschaftlich, politisch sowie in der Rechtspflege und ließen die Stadt mit dem Entwicklungstempo anderer Städte nicht mithalten.

Um 1500 zählte Bamberg zu den Mittelstädten. Nur der Handel entsprach im 15. und 16. Jahrhundert der Größe Bambergs. Städte wie Augsburg oder Frankfurt hatten Bamberg wirtschaftlich längst überholt. Bamberg stand vor allem im Schatten Nürnbergs. Man übernahm von hier etwa die Feuerlöschordnung, die Mühl- und Bettelordnung, Handwerksordnungen, die Eide der Stadtapotheker und – ärzte fast wörtlich oder änderte sie nur geringfügig. In Nürnberg holte man sich auch bei Zwistigkeiten der Bamberger Handwerker Rat, und dorthin schickte man auch verdächtige Handelsgüter zur Prüfung<sup>369</sup>.

Die Handwerker spielten in Bamberg nicht die bedeutende Rolle wie in anderen Städten, weshalb das Zunftwesen nie die Geschlechterherrschaft ablöste. Dazu waren die Patrizierfamilien zu stark verwurzelt und die Stadtgemeinde musste ihre

---

<sup>367</sup> Jaritz 1988, 35.

<sup>368</sup> Schimmelpfennig 1964, 71.

<sup>369</sup> Ross 1956, 28



Kräfte im Kampf gegen die Immunitäten zusammenhalten. Zu Ende des 14. Jahrhunderts war die *civitas* dreigeteilt: längs des linken Ufers, des linken Flussarmes, der sog. "Sand", der Inselbereich zwischen dem rechten und dem linken Arm und am rechten Ufer der Anteil in der Theuerstadt<sup>370</sup>. Hier in der *civitas* waren die Handwerker frei und unabhängig.

Die Fundstelle des Bamberger Töpferofens befindet sich im heutigen Sandviertel, auf dem ehemaligen Gartengrund des Grafen Stadion<sup>371</sup>. Im Zusammenhang mit den Brennöfen fällt auf, dass die zehn Hafner, deren Wohnsitze im Lauf des 15. Jahrhunderts erstmals lokalisierbar sind, überwiegend im Sandviertel lebten, nämlich in St. Elisabethen, Oberer und Unterer Sandstraße, Leinritt und Sandbad<sup>372</sup> (siehe Anhang). Die Wohnhäuser und wohl auch die Werkstätten befanden sich im dichtbebauten Oberen Sand. Der Betrieb von Brennöfen war hier nicht möglich und man wickelte auf unbebautes, freie Gelände in Stadtnähe aus. Dafür bot sich der Uferstreifen des Unteren Sandes geradezu an, ein Umstand, der sich auch in Konstanz<sup>373</sup> und anderen Städten beobachten lässt<sup>374</sup>, wiewohl kein Hafner als Pächter oder Eigentümer des Geländes oder einer Parzelle erwähnt wird. So befanden sich die Wohn- und Arbeitsstätten der Wiener Töpfer in Wassernähe im Bereich des heutigen Donaukanals<sup>375</sup>. Ebenfalls außerhalb der Städte arbeiteten die Töpfer in Liegnitz, Waldenburg, Oppeln oder Weimar<sup>376</sup>.

In den bischöflichen Hofkammerrechnungen erscheinen unter den vielen Handwerkerrechnungen auch Abrechnungen für Geschirrlieferungen<sup>377</sup>. Ab 1488 ist namentlich Heinz Koch für Ofenkacheln und Thomas Schramm für Gebrauchsgeschirr erfasst. Zwischen 1493 und 1500 liefert Heinz Koch auch Geschirre in die Alte Hofhaltung. In den Rechnungen vom Mai 1496 taucht im Zusammenhang mit Heinz Koch erstmals mit „im Sandt“ eine genaue Ortsangabe auf. Die Steuerlisten zeigten, dass er 1485 das "Haus zum Eisvogel" in der Oberen Sandstraße 22 erwarb, 1500 das "Haus zum Schlüssel" in der Oberen Sandstraße 20 und darüber hinaus das Grundstück Sandbad 6. Man könnte hier die Werkstatt vermuten. Der Fundort des Brennofens lag nicht allzu weit davon entfernt und trotzdem recht nahe am Rand des städtischen Umfeldes. Hier, im angrenzenden

---

<sup>370</sup> Neukam 1922, 283.

<sup>371</sup> Paschke nach Popp 1991, 34.

<sup>372</sup> Sitzmann 1959, 1.

<sup>373</sup> Nagel/Oelzle/Röber 1996a, 30 – 31.

<sup>374</sup> Marschall 1985, 196 - 200.

<sup>375</sup> Keramische Bodenfunde, 12 – 13.

<sup>376</sup> Stoll 1961, 332f.

<sup>377</sup> Popp 1991, 13.

vorstädtischen Bereich mit lockerer Bebauung, Gärten und Wassernähe, konnte dem Funkenflug genügend Sicherheitsabstand geboten werden. Vermutlich errichteten auch die anderen Handwerksbetriebe ihre Brennanlagen auf diesem Geländestreifen, der sich zwar in Stadtnähe befand und doch außerhalb lag. Durch die Abbaggerungen sind die Zeugen der Vergangenheit in diesem Bereich jedoch zerstört und die wenigen Hinweise müssen genügen.

Die Bearbeitung der spätmittelalterlichen Funde zeigt deutlich, dass die Stadt Bamberg aus einem reichen Schatz mittelalterlicher Funde schöpfen könnte, gäbe man stadttarchäologischen Forschungen mehr Gewicht.

## 10. Zusammenfassung

Die vorliegende Arbeit stellt keramische Funde des 14. bis 16. Jahrhunderts von sechs Fundorten vor. Es handelt sich um städtische Siedlungsfunde aus Forchheim, Bamberg, Schesslitz und Coburg sowie um Überreste von keramischen Brennöfen aus Strullendorf und Bamberg.

Die Funde zählen zur Gebrauchsware und hier zu den zumeist schmucklosen Koch- und Vorratsgefäßen. Sie wurden in der Region hergestellt und gehandelt. Dies zeigen auch die Geschirre mit deutlichen Brennfehlern, die deshalb nur eingeschränkt verwendbar waren und wohl kaum über weitere Entfernungen transportiert und verkauft wurden.

Um 1400 datieren die keramischen Funde aus einem Brennofen in Strullendorf. Hinweise auf eine lokale Töpferei in Strullendorf sind im Hohenlohschen Rechtsbuch aus dem Jahr 1348 verzeichnet. Hier wurden alle bischöflichen Orte, Besitzungen und Abgaben vermerkt, darunter auch Strullendorf mit der Abgabepflicht von 1000 *scultellas*, sog. Hofschüsseln. Auch später befanden sich in Strullendorf Töpfereibetriebe. 1978 wurde bei Bauarbeiten ein Töpferofen angeschnitten, notdürftig dokumentiert und einige Gefäße aus dem Ofen geborgen. Einen zweiten Ofen entdeckte man 1979.

Aus Forchheim – St. Martin-Straße 16 sind die Funde aus einer Senkgrube von Bedeutung. Auf der Grubensohle fand man dick gepackte Scherbenpakete und etwa 30 intakte Gefäße, die in die Zeit um 1400 datieren. Der Befund lässt sich durchaus als Deponierung deuten und kann als notdürftige Filteranlage angesehen werden. Im Bamberger Sandviertel wurde 1989 bei Bauarbeiten ein Töpferofen entdeckt, untersucht und dokumentiert. Der Inhalt konnte teilweise geborgen werden. In den Massen von Fundmaterial fanden sich die üblichen Gebrauchsformen der Zeit um 1500, angeführt von den hohen schlanken Töpfen. Abgesehen von Fischerhäusern war dieser Streifen im Sandviertel unbebaut und eignete sich deshalb für den Betrieb der feuergefährlichen Öfen.

Bei Bauarbeiten kamen 1988 bei der Morizkirche in Coburg die Grundmauern der ehemaligen, zwischen 1248 und 1265 errichteten Probstei zutage. In einer anschließenden Grabung wurde das Kellergeschoss der einstigen Probsteikapelle untersucht, die 1827 abgerissen wurde. Die geborgenen Funde datieren in die zweite Hälfte des 14. bis in das frühe 16. Jahrhundert.

In Scheßlitz waren in den letzten Jahren mehrere Notgrabungen aufgrund vermehrter Bauaktivitäten durchgeführt worden. Beim Bau eines Parkplatzes an der Ecke Peulendorfer Straße/Am Altenbach konnte 1992 eine rasch eingeleitete Untersuchung wohl die Unterlage eines Hauses in Schwellbalkenkonstruktion freilegen. Neben wenigen Schlacken und bedeutenden Mengen verbrannten Hüttenlehms bildete den größten Fundanteil die Keramik, die überwiegend in das 15. sowie in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts datiert.

Im Bereich der heutigen Theatergassen in Bamberg befindet sich die sechste Fundstelle. In den Jahren 1988 und 1989 zerstörten umfassende Abaggerungen für ein Großbauprojekt dichtgelagerte, spätmittelalterliche Schichten und Hinterlassenschaften von hier einstmals angesiedelten Handwerksbetrieben. Die geborgene Keramik stammt überwiegend aus dem 15. – 16. Jahrhundert.

Die durchwegs oxidierend gebrannte Keramik lässt sich bezüglich der Materialbeschaffenheit in drei Materialgruppen einteilen. Die Gefäße wurden auf der schnell rotierenden Drehscheibe hergestellt, deren Verwendung sich ab dem Ende des 13. Jahrhunderts in Oberfranken nachweisen lässt. Mit diesem Herstellungsprozess sind zunächst die schmalen Kragenränder verbunden, die im Laufe des 15. Jahrhunderts höher werden. Damit entsteht die spätmittelalterliche Standardform des hohen, schlanken Topfes, der ab 1430 bis um etwa 1500 seine eleganteste Ausprägung erfährt.

Das Formenspektrum umfasst neben den Töpfen aus der üblichen Gebrauchsware des 15. Jahrhunderts noch weitere Formen, wie niedrige Henkeltöpfe, Krüge, Kannen, Deckel, wenige Schüsseln sowie einige Kleinformen. Zur Ofenkeramik zählen neben den Becherkacheln die in enormen Stückzahlen auftretenden Schüsselkacheln.

Die Gefäße sind unglasiert. An vielen Gefäßfragmenten lassen sich jedoch partielle oder flächige glasartige Überzüge ausmachen. Es handelt sich um Brennhautbildung und Aschenanflug, die ihr Entstehen brenntechnischen Prozessen verdanken. Die glasartige, dünne Brennhaut bildet sich bei hohen Brenntemperaturen. Dabei drängen Tonplättchen mit der Feuchtigkeit des Scherbens, dem Schwitzwasser und Magerungspartikeln verstärkt an die Gefäßoberfläche und schmelzen.

Anflugglasuren entstehen ebenfalls bei hohen Brenntemperaturen über 1200° C. Sie bilden sich durch Ablagerungen. Stoffe, die gasförmig in der Ofenatmosphäre enthalten sind, schlagen sich auf den Oberflächen der Gefäße nieder und reagieren

mit dem keramischen Scherben. Die Holzasche wirbelt durch den Zug im Ofen auf und schmilzt dann auf der Scherbenoberfläche.

Eine wichtige Quelle zur Erforschung des spätmittelalterlichen Sachgutes sind Brennöfen, die Einblicke in den Produktionsprozess und das Formenspektrum gewähren. Besonderes Interesse verdienen hier die Brennöfen in Strullendorf (um 1400) und Bamberg (um 1500). Wie auch der bereits in den 20er Jahren ergrabene Brennofen von Kipfendorf bei Coburg werden sie den liegenden Öfen mit hintereinander angeordnetem Brenn- und Feuerraum zugeordnet.

Die Gewölbe waren aus zusammengesteckten Töpfen konstruiert. Dazu verwendete man Gefäße aus dem Bestand des jeweiligen Betriebes. Die Zwischenräume wurden dick mit einem Gemisch aus Lehm und Häcksel verstrichen. So ließen sich problemlos Räume überwölben, wobei die Elemente ein geringes Eigengewicht und gute Isolationseigenschaften besaßen.

Der Anlass für den Abwurf der Ofeninhalte in Kipfendorf, Strullendorf und Bamberg ist deutlich zu erkennen: aufgrund der zu hohen Brenntemperaturen verzogen sich die Gefäße, buken zusammen oder rissen, waren mürbe und von minderer Qualität und somit zum großen Teil unverkäuflicher Abfall. Der jüngste Ofen von Bamberg-Altes Krankenhaus datiert mit dem Ansatz um 1500 in eine Zeit, in der sich die Keramiktechnologie und das Formengut allmählich veränderten. Die Kenntnis der Bleiglasur war zwar bekannt und vereinzelt wurde Auftragsware – etwa Ofenkacheln – auch glasiert. Aber noch wagten die Handwerker nicht den Schritt, die Gebrauchsgeschirre mit Glasuren innen abzudichten. Das Brennen einer Ofenfüllung mit glasierter Ware barg womöglich ein zu hohes Risiko; vielleicht waren die Käufer auch nicht bereit, einen höheren Preis zu bezahlen. Man konnte aber bei höheren Ofentemperaturen glasurähnliche Effekte erzeugen. Die vielen Funde aus der weiteren Umgebung zeigen, dass es sich nicht um eine lokale Erscheinung handelte. Als Vorbild hat vermutlich salzglasiertes Steinzeug gedient, das als Importware zu dieser Zeit noch keine Rolle spielte. Deshalb blieb man auch dem heimischen Formenkanon treu. Um diese glänzenden Oberflächen zu erzielen, feuerten die Töpfer die Ofen zu hoch, wobei ihnen wohl die Kontrolle über den Brennvorgang entglitt.

Nach wie vor ist der Forschungsstand des Spätmittelalters im Bereich der oberfränkischen Städte vergleichsweise gering. Es sind weitere Funde und Auswertungen notwendig, um den Kenntnisstand allmählich weiter zu verdichten. Mit Hilfe der archivalischen Quellen sollte sich dann ein lebendiges und facettenreiches

Bild formen, das den historisch bedeutenden Städten und insbesondere Bamberg als Teil des Weltkulturerbes Rechnung trägt.

## Summary

The thesis presents ceramic findings from the 14<sup>th</sup> to the 16<sup>th</sup> centuries from six different places in Upper Franconia, a region in northern Bavaria. The findings have been excavated in the urban settlements of Bamberg, Coburg, Forchheim, Schesslitz, and Strullendorf.

The ceramic belongs to the articles of daily use, to the mostly undecorated pots and storage vessels. They were produced and traded in the region - to judge by the many vessels with skips which were of limited use. They have not been transported and traded over longer distances.

Ceramic findings, dating around 1400, have been found in a kiln in Strullendorf. In 1978 during construction works a first kiln of the late middle ages was discovered. It was sketchily documented and some vessels were secured. A second kiln was discovered in 1979. Clues to a local pottery in Strullendorf are to be found in the *Hohenlohsches Rechtsbuch* from the year 1348 that records all episcopal places, properties, and tributes belonging to Bamberg - among them Strullendorf which had the duty to deliver 1000 *scultellas*, so called *Hofschüsseln*, i.e. bowls. Even later in Strullendorf potteries were to be found.

In Forchheim – St. Martin-Straße 16, are some findings of importance from a cesspit. There, at the ditch bottom, ceramic was found in thick strata. About 30 vessels were in good order. They date from about 1400. The findings can be interpreted as a lodgement and as a scanty undergravel filter.

In 1989 during construction work in Bamberg in the Sandviertel, parts of a kiln were discovered, investigated and documented. The content of the kiln have partly been retrieved. The masses of ceramic findings implied the usual forms of domestic ware at the turn of the 16<sup>th</sup> century, above all the high, slim pots. This part of the Sandviertel was vacant, apart from some fisher's cottages. It was a suitable place for a flammable kiln.

In Coburg during construction works at the Moritzkirche the foundation walls of the former Probstei, were discovered. It had been built between 1248 and 1265 and was

pulled down in 1827. During the excavation the basement of these building was investigated. The findings are date from the second half of the 14<sup>th</sup> until the early 16<sup>th</sup> centuries.

During the construction of a car park in the little market-town Scheßlitz in 1992, there was the opportunity of a short investigation at the crossing of Peulendorfer Straße and Am Altenbach. The result was the base of a house constructed with foundation beams. Beside some iron slags and a lot of burnt loam the findings consisted mostly of pot sherds, mainly dating from the 15<sup>th</sup> and the first half of the 16<sup>th</sup> centuries.

In the area of today's Theatergassen in Bamberg the sixth place of recovery is located. During 1988 and 1989 comprehensive earthmovings for a big building site destroyed densely stacked strata and remains of formerly residing craftsmen. The ceramic comes mostly from the 15<sup>th</sup> and the 16<sup>th</sup> centuries.

Without any exception the ceramic has been fired in oxidizing atmosphere.

Regarding to material properties it can be divided into three material groups. The vessels have been formed on the fast rotating potter's wheel, which had been in use in Upper Franconia since the end of the 13<sup>th</sup> century. Connected with this manner of preparation are the narrow seams which rise during the 15<sup>th</sup> century - leading to the standardized appearance of the high, slim pot who became between 1430 and 1500 its most elegant characteristic.

Beside pots as a quite common article of daily use the spectrum of forms comprises low pots with strap handles, jars, cans, lids, quite few tureens and dishes as well as some smaller materials. Furthermore the findings include stove tiles in form of beakers and bowls in large quantities.

The vessels have not been glazed. However many sherds show partial or spatial vitreous coatings. These are selfslips or vaporous glazings caused by fly ash. They originate from technical processes during firing. The vaporous, thin glazing accrues during high temperatures. The humidity of the clay, the water of condensation and additional admixtures result in these particles which rise to the surface of the vessel and melt.



Glazings through fly ash are also developing through high temperatures about 1200° C while firing. They arise through depositions of gaseous substances in the firing atmosphere and they react with the ceramical surfaces. During the firing wooden ashes are swirling in the draft of the kiln and are melting on the surfaces.

An important source to investigate the material culture of the late middle ages are the kilns. They allow insights into the process of ceramic production and the spectrum of the forms. Therefore the kilns in Strullendorf (around 1400) and Bamberg (around 1500) are of special interest. Like the kiln of Kipfendorf near Coburg, that was already excavated in the 1920s, they are cross-draught kilns with two successively arranged chambers for firing and burning.

The vaults are constructed with pots that were plugged together. For that purpose the craftsmen used pots from their own production. The interstices were thickly filled with a mixture of loam and chaffs. By means of these techniques it is easy to vault rooms by using these elements which possess a low specific gravity and good properties of isolation.

The causes leading to the abandonment of the kilns with their contents in Kipfendorf, Strullendorf und Bamberg are easily discernible: Due to the too high firing temperatures many vessels warped, ruptured or agglutinated. The mellow fired ceramics were of low quality and mostly non-marketable trash. The kiln Bamberg-Altes Krankenhaus dates about 1500 in a period, where the technology and the spectrum of forms had gradually been changing.

The knowledge of lead glaze was common, as the glazed stove tiles show. But still the craftsmen hesitated to use lead glaze for ceramics of daily use. The firing of a kiln with lead glazed ceramics contained a high risk. Perhaps the buyers were not disposed to pay a higher price.

But it was possible to engender glaze-like effects while burning with high temperatures. Many findings in the wider region of Upper Franconia show, that it was not only a local appearance. It is thinkable that saltglazed stoneware, at that time of no importance as an import article, was a model. In order to reach these shining surfaces the potters fired their kilns too high and thereby lost control.

Still the state of research of the late middle ages in the towns of Upper Franconia is

rather poor. Further excavations and deeper analysis is necessary to extend our knowledge. Together with written sources it will be possible to create a lively and multifarious picture, which considers these places in their historical meaning, especially relating to Bamberg as part of our world heritage.

## 11. Anhang: Bamberger Töpfer<sup>378</sup>

1367 (1)	Tilner	Untere Sandstraße 2/Elisabethen 2
1391(1)	Fesenberger Clas Zieher	Untere Sandstraße 41 Untere Sandstraße 41
1400(1)	Fritz Puhler Fritz Hotzmann	Untere Sandstraße 2 Untere Sandstraße 2
1413(2)	Heinz Kugler Hans Tewrlein	Adressangabe fehlt Adressangabe fehlt
1423(1)	Heinz Teuerlein	Untere Sandstraße 2/Elisabethen 2
1453 (2)	Contz Frischmorgen	Adressangabe fehlt
1459 (1)	Heinz Teuerlein	Untere Sandstraße 12
1463 (1)	Conz Gauch	Obere Sandstraße 14
1470 (1)	Peter Slegel	Lange Gasse 6
1472 (2)	Michel Kramer Hermann Hürning Claus Tewrlein Ulrich Tawr Hans Tawr Hans Tawr Döner	Adressangabe fehlt Adressangabe fehlt Adressangabe fehlt Im Sand Im Steinweg An der Siechengasse Adressangabe fehlt
1485(1)	Heinz Kolb Heinz Koch	Obere Sandstraße 6 Obere Sandstraße 22
1487 (2)	Hans Fryrer	Adressangabe fehlt
1488 (2)	Ulrich Tawr (auch Tauer, Thawer)	Adressangabe fehlt
1489 (1)	Jorg v. Wirtzburg	Unt. Sandstraße 10/Leinritt 11
1493 (1)	Heinz Lang, gen. Koch	Sandbad 6
1500 (1)	Hans Koch Hans Koch Heinz Puckler	Obere Sandstraße 20 Obere Sandstraße 22 Obere Sandstraße 8
1505 (2)	Fritz Koch	Adressangabe fehlt
1517 (2)	Peter Böhmer	Adressangabe fehlt
1518 (1)	Hans Steffl	Adressangabe fehlt
1540 (1)	Hans Dauer	Obere Sandstraße 8

<sup>378</sup> Zusammengestellt von Klaus Engert (Auszug) nach H. Paschke, K. Sitzmann und der Röttinger-Kartei. – Popp, 1991.

## 12. Literatur

Ade-Rademacher 1991

Dorothee Ade-Rademacher, Mittelalterliches und frühneuzeitliches Spielzeug aus Ravensburg. Im Oberland 2, 1991, 3 – 10.

Altbayerische Töpfer 1990

Altbayerische Töpfer. Keramikfunde vom 15. bis 19. Jahrhundert.  
Ausstellungskatalog der Prähistorischen Staatssammlung 18 (München 1990).

Wirtshaus zum Wilden Mann 1984

Aus dem Wirtshaus zum Wilden Mann – Funde aus dem mittelalterlichen Nürnberg.  
Ausstellungskatalog Nürnberg (Nürnberg 1984).

Bauer/Endres/Kerkhoff-Hader/Koch/Stephan 1986

I. Bauer, W. Endres, B. Kerkhoff-Hader, R. Koch und H.-G. Stephan, Leitfaden zur Keramikbeschreibung (Mittelalter – Neuzeit) Terminologie – Typen - Technologie.  
Kataloge der Prähistorischen Staatssammlung, Beiheft 2 (Kallmünz 1986).

Bauer 1980

I. Bauer, Hafnergeschirr aus Altbayern. Kataloge des Bayerischen Nationalmuseums Band XV,1 (München 1980).

Bauer 2000

L. Bauer, Eine (un)gewöhnliche Fundbergung in der Altstadt von Bad Neustadt, Lkr. Rhön-Grabfeld. Beiträge zur Archäologie in Unterfranken 2000 (Büchenbach 2000) 231 – 236.

Bedal 1987

K. Bedal, Ein Bauernhaus aus dem Mittelalter. Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums, Band 9 (Rothenburg o.T. 1987).

Blenk 1989

U. Blenk, Die Keramik des späten Mittelalters aus der Domgrabung Eichstätt (1970 – 72). Ungedr. Mag.-Arbeit (Bamberg 1989).

Blenk 1992

U. Blenk, Die Pollenfelder Ware in der Domgrabung Eichstätt (1970 -1972).  
Eichstätt. 10 Jahre Stadtkernarchäologie. Zwischenbilanz einer Chance. (Kipfenberg 1992) 123 – 126.

Böhner 1955

K. Böhner, Frühmittelalterliche Töpfereien in Walberberg und Pingsdorf. Bonner Jahrbuch 155/156, 1955/56, 372 – 387.

Bog 1955

I. Bog, Forchheim. Historischer Atlas von Bayern, Teil Franken, Heft 5 (München 1955).

Bosl 1969

K. Bosl, Franken um 800. Strukturanalyse einer fränkischen Königsprovinz (München 1969).

Braunreuther 1995

E. Braunreuther, Ein frühneuzeitlicher Keramikkomplex vom Bamberger Domberg. Ungedr. Mag.-Arbeit (Bamberg 1995).

Breuer 1961

T. Breuer, Stadt und Landkreis Forchheim (München 1961).

Brückner 1921

R. Brückner, Kipfendorf, eine mittelalterliche Töpferei in der Nähe von Coburg. Coburger Heimatblätter 1, 1921, 27 – 38.

Brujn 1960

A. Brujn, Die mittelalterliche Töpferindustrie von Brunssum. Berichten an de rijkdienst voor het oudheidkundig bodemonderzoek 9, 1959/1960, 139 – 188.

Buchin/Erdmann 1986

K. Buchin/W. Erdmann, Keramiktechnologie und Brennofen. Untersuchungen und Rekonstruktion zur Töpferei des 13. Jahrhunderts am Koberg zu Lübeck. Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 12 (Bonn 1986) 41 - 66.

Dannheimer/Herrmann 1968

H. Dannheimer/F.-R. Herrmann, Rothenburg o.T. Katalog zur Vor- und Frühgeschichte in Stadt und Landkreis. Kataloge der Prähistorischen Staatssammlung München 11 (Kallmünz 1968).

Dannheimer 1973

H. Dannheimer, Keramik des Mittelalters aus Bayern. Ein Katalog. Kataloge der Prähistorischen Staatssammlung München 15 (Kallmünz 1973).

Dietel 1974

K. Dietel, Der Burgstall in Rehau, Kr. Hof. Geschichte und Ausgrabungsergebnisse. Archiv für Geschichte von Oberfranken 54, 1974, 85 – 122.

Dietel 1977/78

K. Dietel, Plastische Marken auf Böden mittelalterliche Gefäße aus dem nördlichen Fichtelgebirge. Geschichte am Obermain 11, 1977/78, 114 – 129.

Duma 1963

G. Duma, Der Brand von unglasierten schwarzen Tonwaren in Töpferbrennöfen. Acta Ethnographica. Academiae Scientiarum Hungaricae Tom. 12 (Budapest 1963). 367 - 405.

Duma 1966

G. Duma, Mit Töpfen überwölbte keramische Öfen. Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae, Tom. 15 (Budapest 1966) 93 – 160.

Dušek/Hohmann/Müller/Schmid 1986

S. Dušek/H. Hohmann/W. Müller/W. Schmid, Haarhausen I. Weimarer Monographien zur Ur- und Frühgeschichte 16 (Weimar 1986).

Endres/Loers 1981

W. Endres/V. Loers, Spätmittelalterliche Keramik aus Regensburg. (Regensburg 1981).

Endres 1985

W. Endres: Wichtige Keramikneufunde aus Bayern. Volkskunst 3 (München 1985) 19 – 27.

Endres 1987

W. Endres, Zu den Keramik- und Glasfunden der Nürnberger Nonnengasse. H. Koschik/ K. Müller/ W. Endres, Geschichte aus Scherben. Archäologische Funde in der Nürnberger Altstadt. Schriften Bayer. Vereinsbank 3 (München 1987) 20 – 25.

Endres 1993

W. Endres, Werkstattabfälle Lützelburger Hafner, Gde. Gablingen, Lkr. Augsburg. Forschungen zur Geschichte der Keramik in Schwaben. Arbeitsheft 58 des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (München 1993) 129 – 142.

Ericsson 1997

I. Ericsson: Stadtkernarchäologie in Forchheim. Ritter, Burgen, Dörfer. Katalog zur Ausstellung "Mittelalterliches Leben in Stadt und Land" (Tüchersfeld 1997) 170 – 174.

Feger 1989

R. Feger, Hoch- und spätmittelalterliche Keramik im nördlichen Oberfranken, dargestellt an den Beispielen Burg Neuhaus, Burg Rehau, Töpferei Kipfendorf und Kloster Banz. Ungedr. Mag.-Arbeit (Bamberg 1989).

Fehring 1969

G. P. Fehring, Grabungen in Siedlungsbereichen des 3. bis 13. Jh. sowie an Töpferöfen der Wüstung Wülfingen am Kocher. A.J. Taylor (Hrsg.): Château Gaillard 3 (Chichester 1969) 48 – 60.

Fingerlin 1990

I. Fingerlin, Ein Tonfigürchen aus Alt-Breisach. Archäologische Nachrichten aus Baden, Heft 44, 1990, 34 – 40.

Fischer 1983

P. Fischer, Anmerkungen zur Brennfarbe von Tonen. Berichte der Deutschen Keramischen Gesellschaft 60 (Wiesbaden 1983) 320 – 327.

Franz 1981

R. Franz, Der Kachelofen (Graz 1981).

Friedel/Frieser 1999

B. Friedel, C. Frieser (Hrsg.): "... nicht eine einzige Stadt, sondern eine ganze Welt..." Nürnberg. Archäologie und Kulturgeschichte (Büchenbach 1999)

Friedel 2003

B. Friedel, Archäologische Beiträge zur Geschichte der Burg Nürnberg im Mittelalter. Die Untersuchungen bis 1998. Unveröff. Diss. (Bamberg 2003).

Frieser 1999

C. Frieser, Zwei spätmittelalterliche Wirtshäuser in Nürnberg. Kleinfunde aus der Irrerstraße. Arbeiten zur Archäologie Süddeutschlands 8 (Büchenbach 1999).

Gerlach/Haas/Mittelstraß/Schneid 1987

S. Gerlach/B. Haas/T. Mittelstraß/I. Schneid, Ein Töpferofen mit Abfallgrube des 14. Jahrhunderts in Würzburg. Bayerische Vorgeschichtsblätter 52, 1987, 133 – 230.

Gerlach 1998

S. Gerlach, Mittelalterliche und frühneuzeitliche Tonfiguren aus Unterfranken. Beiträge zur Archäologie in Unterfranken 1998. Mainfränkische Studien 63 (Büchenbach 1998) 192ff.

Gerlach 2000

S. Gerlach, Weitere spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Tonfiguren aus Unterfranken. Beiträge zur Archäologie in Unterfranken 2000 (Büchenbach 2000) 237 - 245.

Geschichte aus Gruben und Scherben 1993

Geschichte aus Gruben und Scherben. Archäologische Ausgrabungen auf dem Domberg in Bamberg. Schriftenreihe des Historischen Museums Bamberg 26 (Bamberg 1993).

Göller 1988

H. Göller, Scheßlitz. Kleiner Streifzug durch seine Geschichte. Um Gügel und Giechburg. Beilage zum Scheßlitzer Anzeiger. Schriftenreihe des heimatkundlichen Vereins Scheßlitz und Umgebung 8 (Scheßlitz 1988).

Gohlisch 1999

Th. H. Gohlisch, Archäologie in der Altstadt – eine verpaßte Chance? Friedel/Frieser 1999, 15 – 21.

van Gorkom 1998

A. van Gorkom, Neue Forschungen auf der BurgThann unter besonderer Berücksichtigung der Ofenkeramik. Ungedr. Mag.-Arbeit (Bamberg 1998).

Grasman 1978

L. Grasman, Kröninger Hafnerei (Regensburg 1978).

Grönke/Weinlich 1989

E. Grönke/E. Weinlich, Tonfigürchen mit "Kruseler" im modischen Gewand des späten Mittelalters. Land und Leute 6, 1989, 26 – 28.

Grönke/Weinlich 1998

E. Grönke/ E. Weinlich: Mode aus Modeln. Krusler- und andere Tonfiguren des 14. – 16. Jahrhunderts aus dem Germanischen Nationalmuseum und anderen Sammlungen (Nürnberg 1998).

Gross 1991

U Gross, Mittelalterliche Keramik zwischen Neckarmündung und Schwäbischer Alb. Bemerkungen zur räumlichen Entwicklung und zeitlichen Gliederung. Forschungen

und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 12 (Stuttgart 1991).

Gross 1992

U. Gross, Rotbemalte Elsässer Ware. Leben im Mittelalter. 30 Jahre Mittelalterarchäologie im Elsass (Speyer 1992) 102 – 104.

Gross 1994

U. Gross, Spätmittelalterliche Hafnerei in der Katharinenvorstadt. A. Bedal/J. Fehrle (Hrsg.), HausGeschichten. Bauen und Wohnen im alten Hall und seiner Katharinenvorstadt. Katalog des Hällisch-Fränkischen Museums Schwäbisch-Hall 8 (Sigmaringen 1994) 449 – 464.

Grünbeck 1924

F. Grünbeck, Die weltlichen Kurfürsten als Träger der obersten Erbämter des Hochstifts Bamberg. 76. Bericht des Historischen Vereins Bamberg, 1924, 32f.

Gumpert 1939

K. Gumpert, Ein bedeutender mittelalterlicher Keramik- und Glasfund in Ansbach (Mittelfranken). 68. Jahresbericht des Historischen Vereins Mittelfranken, 1939, 61 – 102.

Guthnik 1985

E. Guthnik, Erkennungsmerkmale einer Gefäßherstellung auf langsamen und schnellen Drehscheiben an einzelnen Scherben. Ausgrabungen und Funde 30, 1985, 1 – 5.

von Guttenberg 1927

E. Freiherr von Guttenberg, Die Territorienbildung am Obermain. 79. Bericht des Historischen Vereins Bamberg, 1927.

Haarberg 1974

R. Haarberg, Die Keramik (Burgstätte Rodersen). Zeitschrift des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde Band 84, 1974, 166 – 181.

Hähnel 1992

E. Hähnel, Archäometrie. Siegburger Keramik und Naturwissenschaften. Siegburger Steinzeug Band 2 (Köln 1992) 14 – 15.

Häußler 1989

F. Häußler, Closter Thierhaupten. Geschichte in Bildern. Freundeskreis Kloster Thierhaupten e.V. (Thierhaupten 1989).

Hain/Schmudlach 1975

G. Hain/D. Schmudlach, Die Notgrabungen in der alten Burg Burgkunstadt 1973. Ein Vorbericht. Geschichte am Obermain Band 9, 1974/75, 77f.

Hammel 1951

K. Hammel, Burgruine Lützelhardt bei Seelback, Landkreis Lahr. Ein Beitrag zur Datierung mittelalterlicher Keramik. Badische Fundberichte 19, 1951, 87 – 89.

Handbuch 1953 – 1962



Handbuch der naturräumlichen Gliederung Deutschlands Band 1 (Bad Godesberg 1953 – 1962).

Hauser 1983

G. Hauser, Glasierte Keramik des frühen Mittelalters aus der Domgrabung. Kölner Domblatt 48, 1983, 161 – 172.

Hauser 1984

G. Hauser: Beiträge zur Erforschung hoch- und spätmittelalterlicher Irdenware aus Franken. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters Beiheft 3 (Köln/Bonn 1984).

Helmig 1979

G. Helmig, Neuzeitliche Funde aus dem Reischacherhof, Münsterplatz 16. Ein Beitrag zur Keramik des 17. Jahrhunderts. Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 79, 1979, 317 – 333.

Hembach 2000

T. Hembach, Ein münzdatiertes Fundinventar des Spätmittelalters aus Neuses an der Regnitz. Ungedr. Mag.-Arbeit (Bamberg 2000).

Henning 1981

E. Henning, Die neue Herrschaft Henneberg 1245 – 1353. Jahrbuch der Coburger Landesstiftung 26, 1981, 43ff.

Herramhof u.a. 1988

S. Herramhof/F.-R. Herrmann/H. Koschick/D. Rosenstock/L. Wamser (Bearb.), Archäologische Funde und Ausgrabungen in Mittelfranken. Fundchronik 1970 – 1985. Jahrbuch des Historischen Vereins Mittelfranken 93, 1986/87.

Herrmann 1994

V. Herrmann, Hochmittelalterliche Kellergruben im Bereich der Flur "Kohlstatt" am Südrand der Stadt Scheßlitz. Das archäologische Jahr in Bayern 1993 (Stuttgart 1994), 152-155.

Herrmann 1995

V. Herrmann: Ergebnisse der stadtkernarchäologischen Untersuchung im Randbereich der hochmittelalterlichen Stadt Haßfurt a. Main. Materialhefte zur Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 1 (Espelkamp 1995).

Hermann 2000

V. Hermann, Archäologische Untersuchungen im Bereich des ehemaligen Schulhofs an der Engelmeißgasse in Hassfurt a. Main. Beiträge zur Archäologie in Unterfranken 2000 (Büchenbach 2000) 205 - 218.

Hopf 1977

H. Hopf, Strullendorf. Beiträge zur Geschichte eines bambergischen Kammerdorfes (Strullendorf 1977).

Hrdlicka 1967

L. Hrdlicka, Die mittelalterlichen Töpferöfen mit keramischen Gewölben aus Bakov nad Jizerou. Archeologické rozlehy 19 (1967) 510 – 524.

Hugot 1977

L. Hugot, Aachener Steinzeug. Steinzeug aus dem Raerener und Aachener Raum. Aachener Beiträge für Baugeschichte und Heimatkunst Band 4 (Aachen 1977) 225 – 272.

Jakob 1957

H. Jakob, Forschungsberichte zur Vor- und Frühgeschichte I. Feststellung oberfränkischer Siedelplätze zwischen Altsteinzeit und Mittelalter. Ein Fundbericht. 95. Bericht des Historischen Vereins Bamberg, 1957, 262 – 271.

Jakob 1969

H. Jakob, Mittelalterliche Wald-Töpferei auf dem Lußberg (1248 – 1308). Fränkisches Land 11, Nr. 1/ 2, 1969.

Jakob 1984

H. Jakob, Die Wüstungen der Obermain-Regnitz-Furche und ihrer Randhöhen vom Staffelberg bis zur Ehrenbürg. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 13, 1984, 163 – 192.

Jakob 1990

H. Jakob, Älteste archäologische Zeugnisse für das Schachspiel in Franken. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 16/17, 1988/89 (1990) 169 – 176.

Janssen 1994

W. Janssen, Der Windsheimer Spitalfund aus der Zeit um 1500. Ein Dokument reichsstädtischer Kulturgeschichte des Reformationszeitalters. Wissenschaftliche Beibände des Anzeigers des Germanischen Nationalmuseums (Nürnberg 1994).

Jaritz 1988

G. Jaritz, Handwerkliche Produktion und Qualität im Spätmittelalter. Handwerk und Sachkultur im Spätmittelalter. Veröffentlichungen des Institutes für mittelalterliche Realienkunde Österreichs 11 (Wien 1988) 33 – 50.

Karpf 1992

K. Karpf, Die Grabung im Hof der Kaiserpfalz. Hermann Amon (Hrsg.): Die Entwicklung Forchheims im frühen Mittelalter (Forchheim 1992) 121 – 127.

Kaller 1989

F. Kaller, Endmittelalterliche Funde aus zwei Kloaken in der Nonnengasse zu Nürnberg. Ungedr. Mag.-Arbeit (Bamberg 1989).

Kaufmann 1999

V. Kaufmann, Der Burgstall Warberg bei Neunburg vorm Wald. Materialien zur Archäologie in der Oberpfalz 1 (Büchenbach 1999).

Keramische Bodenfunde aus Wien.

Keramische Bodenfunde aus Wien. Mittelalter – Neuzeit. Wien [Wien o.J.].

Kett 1958

H. Kett, Aus Strullendorfs Geschichte und Gegenwart (Strullendorf 1958).

Köpke 1985

W. Köpke, Töpferöfen. Die Brennanlagen der traditionellen Töpfereien Spaniens. Marburger Studien zur vergleichenden Ethnozoologie Band 13 (Bonn 1985).

Koschik 1982

H. Koschik, Ein Bauopfer aus der Westkrypta von St. Sebald zu Nürnberg, Mittelfranken. Das archäologische Jahr in Bayern 1981 (München 1982) 194 – 195.

Kramer 1967

K. S. Kramer, Volksleben im Hochstift Bamberg und im Fürstentum Coburg. (Würzburg 1967).

Kretzschmar 1938

J. Kretzschmar, Zur Geschichte des Töpferhandwerks im mittelalterlichen Leipzig. Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs 22, 1938, 5 – 18.

Kühnel 1980

H. Kühnel, Abbild und Sinnbild in der Malerei des Spätmittelalters. Europäische Sachkultur des Mittelalters. Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs 4 (Wien 1980) 83 – 100.

Lappe/Römhild 1990

U. Lappe/M. Römhild: Ein Haus des 13./14. Jahrhunderts am Stadtrand von Hildburghausen. Ausgrabungen und Funde 35, 1990, 251 – 258.

Lehmann 1992

P. Lehmann, Zwei Töpferöfen in der Winterthurer Altstadt. Ein spätmittelalterlicher Töpferofen (Untertor 21 – 25) – Eine Hafnerwerkstatt des 19. Jahrhunderts (Oberer Graben 28) (Zürich 1992).

Lippert 1993

I. Lippert, Kachelfund aus Egenhausen, Gemeinde Markt Werneck, Unterfranken. Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte 45, 1993, 215 – 226.

Lobbedey 1968

U. Lobbedey, Untersuchungen mittelalterlicher Keramik vornehmlich aus Südwestdeutschland. Arbeiten zur Frühmittelalterforschung 3 (Berlin 1968).

Lobbedey 1972

U. Lobbedey, Keramik. Günter P. Fehring, Unterregenbach. Kirchen – Herrensitz – Siedlungsbereiche. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 1 (Stuttgart 1972) 184 – 205.

Lösche 1983

E. Lösche, Ascheglasuren. Erde Asche Feuer – Keramische Glasuren. Geschichte und Technologie der Glasuren am Beispiel der Dießener Keramik. (München 1983) 40 – 44.

Löw 1994

L. Löw, Keramische Lesefunde von der Burg Straßfried, Kärnten. Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 10, 1994, 97 – 119.

Löw 1995a

L. Löw, Einige spätmittelalterliche und neuzeitliche Keramikfunde aus der Coburger Altstadt. Zur Regionalität der Keramik des Mittelalters und der Neuzeit. Denkmalpflege und Forschung in Westfalen 32 (Münster 1995) 81 – 85.

Löw 1995b

L. Löw, Die keramischen Funde. Grabungsmuseum Kirchhof. Archäologische Ausgrabungen im Bereich der Moritzkirche in Coburg (Coburg 1995) 95 – 123.

Lorenz 1970

W. Lorenz, Urkundenstudien zur Frühgeschichte der Coburg. Jahrbuch der Coburger Landesstiftung 15, 1970, 317f.

Losert 1986

H. Losert, Stadtkerngrabung in Bamberg. Das archäologische Jahr in Bayern 1985 (München 1986) 138 – 140.

Losert 1993

H. Losert, Die früh- bis hochmittelalterliche Keramik in Oberfranken. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters Beiheft 8 (Köln 1993).

Losert 1994

H. Losert, Zum Stand der Stadtkernarchäologie in Kronach. Kronach. Stadt des Bischofs. Quellen und Untersuchungen zu einer Bambergischen Landstadt von den Anfängen bis ins 16. Jahrhundert (Kronach 1994) 63 – 77.

Magetti/Kahr

M. Magetti/G. Kahr, Homogenität archäologischer keramischer Objekte. Archäologie und Naturwissenschaften 2 (Bonn 1981) 1 - 4.

Malter 1986

W. Malter (Hrsg.), Oberfranken West. Landschaft, Geschichte, Volkstum, Kultur, Kunst (Heroldsberg 1986).

Marschall 1985

O. Marschall, Ein spätmittelalterlicher Töpferofen in der Lutherstadt Eisleben. Ausgrabungen und Funde 30 (1985) 196 – 200.

Matterer/Wild 1997

A. Matterer/W. Wild, Neue Erkenntnisse zum Aussehen von Kachelöfen des 13. und frühen 14. Jahrhunderts – Befunde und Funde aus dem Kanton Zürich. Mittelalter - Moyen Age – Medioevo – Temp medieval. Zeitschrift des Schweizerischen Burgenvereins 2, Heft 4, 1997, 77 – 92.

Matthes, 1990

W. Matthes, Keramische Glasuren. Grundlagen – Eigenschaften – Rezepte – Anwendung (Augsburg 1990).

Mechelk 1964

H. W. Mechelk, Hochmittelalterliche Gefäßdepots? Ausgrabungen und Funde 9, 1964, 118 – 120.

Mechelk 1975

H. W. Mechelk, Zur Problematik des Keramikhandels am Beispiel der rotbemalten Irdenware vom Typ Levin aus sächsischen Fundstellen erörtert. *Symbolae Praehistoriae* Festschrift F. Schlette (Berlin 1975) 271ff.

Meyer 1973

O. Meyer unter Mitarbeit von Elisabeth Roth und Klaus Guth: Oberfranken im Hochmittelalter. Politik – Kultur – Gesellschaft (Bayreuth 1973).

Mittelstraß 1994

T. Mittelstraß, Die Funde der archäologischen Ausgrabungen von 1991 und 1992 im Murnauer Schloss. Schloß Murnau. Ein Bauwerk der Stauferzeit und seine Geschichte (Murnau 1994).

Mörtl 1995

A. Mörtl, Allgemeine Geschichte der Probstei. Grabungsmuseum Kirchhof. Archäologische Ausgrabungen im Bereich der Moritzkirche in Coburg (Coburg 1995) 15 – 19.

Mößner 1983

A. Mößner, Kindersaugflaschen aus Holz. *Volkskunst* 3 (München 1983) 138 – 141.

Müller 1996

J. Müller, Schulmeister und Knochenschnitzer. Archäologische Ausgrabungen in Bayreuth. Kultur- und Lebensformen in Mittelalter und Neuzeit Band 2 (Bamberg 1996).

Müller 1987

R. A. Müller (Hrsg.), Reichsstädte in Franken. Aufsätze 2: Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur (München 1987).

Müller/Hohmann

W. Müller/H. Hohmann, Verfahrenstechnische Untersuchungen an einem rekonstruierten römischen Töpferofen aus dem germanischen Thüringen. In: U. Mämpel/W. Endres, *Der keramische Brand*. (Höhr-Grenzhausen 2000) 27 - 38.

Münz 1997

B. Münz, Die Niederungsburg Tüschnitz im Landkreis Kronach. Die archäologische Erforschung eines Kleinadelssitzes aus dem Spätmittelalter. *Materialhefte zur Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit* 3 (Rahden 1997).

Nagel/Oelzle/Röber 1996a

B. Nagel/P. Oelzle/R. Röber: Heilige in Serie – eine technologisch-kunstwissenschaftliche Untersuchung. *Glaube, Kunst und Spiel*. Almanach 1 (Stuttgart 1996) 59 – 119.

Nagel/Oelzle/Röber 1996b

B. Nagel, P. Oelzle, R. Röber, Das Konstanzer Hafnerhandwerk im 15. und 16. Jahrhundert im Spiegel der schriftlichen Quellen. Almanach 1 (Stuttgart 1996) 25 – 54.

Nahrgang 1957

K. Nahrgang, Ein Töpferofen mit Pingsdorfer Keramik in Seligenstadt, Landkreis Offenbach. Stadt- und Landkreis Offenbach am Main. Studien und Forschungen 3 (Offenbach 1957) 73 – 77.

Neukam 1922

W. Neukam, Immunitäten und Civitas in Bamberg von der Gründung des Bistums 1007 bis zum Ausgang des Immunitätenstreits 1140. Bericht des Historischen Vereins Bamberg 78, 1922, 283ff.

Neumann 1984

D. Neumann, Die Probierschälchen des Villacher Stadtmuseums. Neues als Alt-Villach 21, 1984, 23 – 37.

Neumann 1969

G. Neumann, Burg Camberg an der Saale historisch und archäologisch. Siedlung, Burg und Stadt. Festschrift für Paul Grimm (Berlin 1969) 404 – 418.

Neumann 1956

G. Neumann, Abriss der Vor- und Frühgeschichte des Coburger Landes. Friedrich Schilling (Hrsg.), Coburg mitten im Reich. Festgabe zum 900. Gedenkjahr der ersten Erwähnung der Ur-Coburg und ihres Umlandes 1 (Kallmünz 1956) 1 – 36.

von Osten 1998

S. von Osten, Das Alchemistenlaboratorium Oberstockstall (Innsbruck 1998).

Ott 1980

H. F. Ott, Die weltliche Rechtsprechung des Bischofs im Hochstift Bamberg von den Anfängen bis in die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Berichte des Historischen Vereins Bamberg, 11. Beiheft (Bamberg 1980).

Pescheck 1963

Chr. Pescheck, Ausgrabungen auf dem Domberg in Bamberg. 99. Bericht des Historischen Vereins Bamberg, 1963, 425 – 442.

Petény 1994

S. Petény, Games and Toys in medieval and modern Hungary. Medium Aevum Quotidianum Sonderband III Vol. I (Krems 1994).

Platz 2000

K. Th. Platz, Hilpoltstein vom Frühmittelalter bis zur frühen Neuzeit. Arbeiten zur Archäologie Süddeutschlands Band 12 (Büchenbach 2000).

Pletzer 1974

G. Pletzer, Die mittelalterliche Keramik von Regensburg. Ungedr. Manuskript (Regensburg 1974).

Popp 1991

A. Popp, Spätmittelalterliche Keramik aus Bamberg. Funde aus der Alten Hofhaltung und aus einem Töpferofen am Sand. Ungedr. Mag.-Arbeit (Bamberg 1991).

Proházka 1995

R. Proházka: Keramik des 14. – 15. Jahrhunderts aus Brno und Boskovice. Ein Beitrag zur Regionalisierung der mittelalterlichen Keramik in Mähren. Zur Regionalität der Keramik des Mittelalters und der Neuzeit. Denkmalpflege und Forschung in Westfalen. 1995 113 – 124.

Regionalbericht Oberfranken-West (München 1975).

Reichmeyer 1985

Ottmar Reichmeyer, Werkstattabfälle spätmittelalterlicher Hafnereien aus Pollenfeld, Ldkr. Eichstätt. Sammelblatt des Historischen Vereins Eichstätt 77/78, 1984/85, 88 – 103.

Reichertova 1956

K. Reichertova, Beiträge zur Datierung mittelalterlicher Keramik in Böhmen. Pam. Arch. XLVII, 171ff.

Reichertova 1962

K. Reichertova, Reste einer mittelalterlichen Töpferei in Levin bei Litomerice. Arch. Rozhl. XIV (Prag 1962) 705ff.

Rödig/Rödig 1986

B. Rödig/B. Rödig: Bodenfunde unter dem Waaghaus in Schrobenhausen. (Schrobenhausen o.J. [1986])

Ronnefeldt 1996

Chr. Ronnefeldt, Die Burg Waldstein im Fichtelgebirge. Ungedr. Mag.-Arbeit (Bamberg 1996).

Ross 1956

H. Ross, Zur Sozialgeschichte Bambergs vor dem Bauernkriege. Ungedr. Diss. (Berlin 1956).

Sage 1992

W. Sage, Die Entwicklung Forchheims im frühen Mittelalter. Hermann Ammon (Hg): Die Entwicklung Forchheims im frühen Mittelalter (Forchheim 1992) 12 – 15.

Sanke 1999

M. Sanke u.a., Ausgrabungen im Nürnberger Kreuzgassenviertel. Beiträge zur Siedlungs- und Sozialgeschichte einer spätmittelalterlichen Erweiterung der Lorenzer Stadt. Friedel/Frieser 1999, 71 - 104.

Schimmelpfennig 1964

B. Schimmelpfennig, Bamberg im Mittelalter. Siedelgebiete und Bevölkerung bis 1370 (Lübeck, Hamburg 1964).

Schneid-Horn 1991

I. Schneid-Horn, Vom Leben in Kloster und Spital am Waisenhausplatz in Pforzheim. (Stuttgart 1991).

Schneider 1989

G. Schneider u.a, Naturwissenschaftliche Kriterien und Verfahren zur Beschreibung von Keramik. Acta Praehistorica et Archaeologica 21 (1989) 7 –39.

Scholkmann 1984

B. Scholkmann, Ergebnis eines Kolloquiums zur Ausstellung "Aus dem Wirtshaus zum Wilden Mann. Funde aus dem mittelalterlichen Nürnberg". Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 12, 1984, 225 - 226.

Scholkmann 1978

B. Scholkmann, Sindelfingen. Obere Vorstadt. Eine Siedlung des hohen und späten Mittelalters. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 3 (Stuttgart 1978).

Schulze 1981

M. Schulze, Die mittelalterliche Keramik der Wüstung Wülfigen am Kocher, Stadt Forchtenberg, Hohenlohekreis. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 7 (Stuttgart 1981), 5 – 148.

Sichler 1990

J. G. Sichler, Die Bamberger Bauverwaltung (1441 – 1481). Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte (Stuttgart/Bamberg 1990).

Singer 1971

F. W. Singer, Datierbare historische Keramik von der Burgruine Neuhaus im Selber Forst. Kulturwarte – Nordostoberfränkische Monatsschrift für Kunst und Kultur 17, 1971, 257 – 258, 275 – 278.

Sitzmann 1959

K. Sitzmann, Von alter Töpferkunst im Hochstift Bamberg. In Fränkische Blätter 11, 1959, 1 - 4.

Specht 1999

O. Specht, Fundamente, Scherben und Skelette – Ausgrabungen im ehemaligen Augustiner-Chorherrenstift Neunkirchen am Brand (Neunkirchen a. Br. 1999).

Spindler 1990

K. Spindler, Keramikfunde aus einem Bozner Handelshaus, Südtirol. Das alte Hafnerhandwerk im Lande Tirol. Ausgrabungen und Forschungen der Abteilung für Mittelalterliche und Neuzeitliche Archäologie im Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Innsbruck (Innsbruck 1990) 65 – 81.

Spindler 1974/75

M. Spindler, Die Regierungszeit Ludwigs I. (1825 – 1848). Bayerische Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Teilband 1 (München 1974/75) 133 – 134.

Stachel 1983

G. Stachel, Ein spätmittelalterlicher Töpferofen von Mistlau, Gemeinde Kirchberg/Jagst, Ldkr. Schwäbisch Hall. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 8 (Stuttgart 1983) 281 – 300.

Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch 1992

Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch. Die Stadt um 1300. Ausstellungskatalog (Stuttgart 1992)

Steeger 1989



W. Steeger, Vorbericht über die Ausgrabungen im Ostflügel der Burg Thann 1987 und 1988. Altnürnberger Landschaft 38, 1989, 129 – 156.

Steeger 1991

W. Steeger: Ausgrabungen in der Burg von Burgthann. Das Archäologische Jahr in Bayern 1990, 150 – 153.

Steeger 1992

W. Steeger, Ausgrabungen in der Burg von Burgthann. Ungedr. Mag.-Arbeit (Bamberg 1992).

Steininger 1985

H. Steininger, Die münzdatierte Keramik in Österreich. 12. bis 18. Jahrhundert. (Wien 1985).

Steininger 1982

H. Steininger, Die münzdatierte Flasche von Klement. Volkstümliche Keramik aus Europa. Band 2 (München 1982) 165 – 172.

Steinle/Tauber

S. Steinle/J. Tauber, Ein karolingischer Töpferbezirk in Oberwil, Kanton Basel-Landschaft (Schweiz). Archäologisches Korrespondenzblatt 4, Heft 2, 1974, 181 – 188.

Stephan 1981

H.-G. Stephan, Coppengrave. Studien zur Töpferei des 13. bis 19. Jahrhunderts in Nordwestdeutschland (Hildesheim 1981).

Stephan 1982

H.-G. Stephan, Die mittelalterlichen Töpfereien im Reinhardswald. U. Leinweber, Töpferei im Reinhardswald vom 12. bis zum 20. Jahrhundert. Ausstellungskatalog (Kassel 1982) 57 - 81.

Stephan 1992

H.-G. Stephan, Keramik der Renaissance im Oberweserraum und an der unteren Werra. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters Beiheft 7 (Köln 1992).

Stephan 1995

H.-G. Stephan, Großalmerode. Ein europäisches Zentrum der Herstellung von technischer Keramik, Teil II (Großalmerode 1995).

Stoll, 1961

Stoll, H.-J., Die mittelalterlichen Töpfereifunde von Sondershausen/Stockhausen und Weimar, Wagnergasse. Alt-Thüringen 5 (Weimar 1961) 280 – 377.

Stoll/Suhle 1963

H.-J. Stoll/A. Suhle, Ein Münzgefäß aus Magdeburg. Ausgrabungen und Funde 8, 1963, 67 – 68.

Strauss 1923

K. Strauss, Alte deutsche Kunsttöpfereien (Leipzig 1923).

Tillmann 1992

A. Tillmann, Die keramischen Funde aus dem "Brunnen 5" des ehemaligen Huttenstadels. Ein Vorbericht. Karl-Heinz Rieder, Andreas Tillmann, Eichstätt. 10 Jahre Stadtkernarchäologie (Kipfenberg 1992) 89 – 99.

Unger 1988

I. Unger, Kölner Ofenkacheln. Die Bestände des Museums für angewandte Kunst und des Kölnischen Stadtmuseums (Köln 1988).

Vetterling 1994

C. Vetterling, Die Funde aus einer frühneuzeitlichen Grube im ehemaligen Augustinerchorherrenstift Neunkirchen am Brand. Ungedr. Mag.-Arbeit (Bamberg 1994).

Wegner 1988

H. H. Wegner, Archäologische Beobachtungen zur mittelalterlichen Keramikproduktion in Mayen, Kreis Mayen-Koblenz. Zur Keramik des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit im Rheinland. BAR 440 (Oxford 1988) 39 - 52.

Wegner 1981

H. H. Wegner, Eine mittelalterliche Keramikbrennanlage in Xanten. Bonner Jahrbücher 181, 1981, 437 – 450.

Weinlich 1993

E. Weinlich, Tönerne Ritterfigürchen zu Pferde – eine mittelalterliche Spielzeuggattung. Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz 133 (Regensburg 1993) 65 - 76.

Wessels 1995

R. Wessels, Baugeschichtliche Untersuchungen der ehemaligen Probsteikapelle in Coburg. Grabungsmuseum Kirchhof (Coburg 1995) 26 – 30.

Winkelmann 1914

F. Winkelmann, Die Ausgrabungen des Jahres 1913. Sammelblatt des Historischen Vereins Eichstätt, 1914, 56 – 58.

Zápotocký 1979

M. Zápotocký, Katalog der mittelalterlichen Keramik aus dem nordböhmischen Elbegebiet (Prag 1979).

Zeune 1990

J. Zeune, Lederherstellung und –Verarbeitung im 12. Jahrhundert am Katzenberg 5, Bamberg. 130. Bericht des Historischen Vereins Bamberg, 1990, 34 – 57; 74 – 77.

Zeune 2000

J. Zeune, Bauarchäologische Untersuchungen im Stadtkern von Haßfurt Marktplatz 16, Marktplatz 17 und Hauptstraße 58. Beiträge zur Archäologie in Unterfranken 2000 (Büchenbach 2000) 219 – 230.